N12<528773253 021
LS
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: **Asien.**

Viertes Heft.

Die Gangesländer.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Gk I 150 b

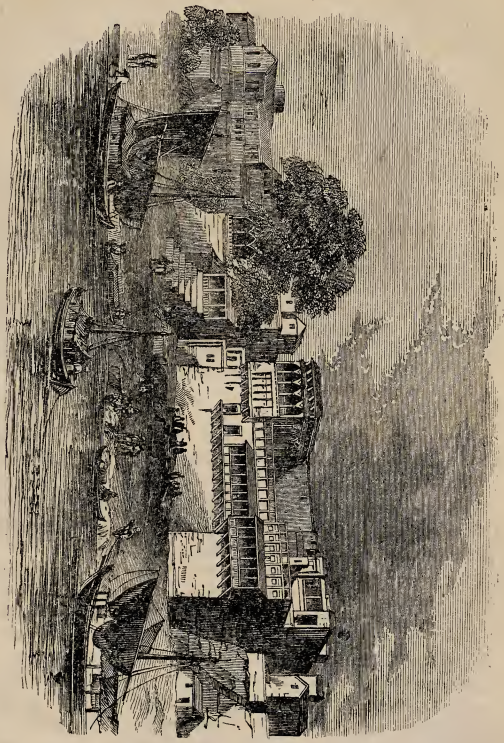
Die Gangesländer.

1. Allgemeine Uebersicht.

Zwischen dem schneegekrönten Himalaja im Norden und dem wild zerrissenen Windhja-Gebirge im Süden dehnt sich östlich von den von uns durchwanderten Indusländern die weite, langgestreckte Gangesebene aus. Den Gletschergewölben oberhalb Gangotri (Abb. S. 4) im mittleren Himalaja entsprungen, bricht der majestätische Strom, der ihre Hauptlebensader ist, bei dem herrlich gelegenen Hardwar in pfeilschnellem Lauf aus der letzten Gebirgsenge ins offene Land hervor. Rechts und links verschiedene Nebenflüsse aufnehmend, wälzt er sich dann in südöstlicher Richtung an der durch ihre Zeltfabriken berühmten Stadt Fatehgarh und dem englischen Militärplatz Kanpur vorbei weiter, bis bei Allahabad seine westliche Zwillingsschwester Jamuna nach 340stündigem Lauf ihre klaren, reißenden Fluten mit seinem tiefen, gelblichen, aber wohlschmeckenden Wasser vereinigt. Zwischen diesen dem Hindu heiligen Geschwisterströmen zieht sich das über 200 Stunden lange und durchschnittlich 24 Stunden breite Duab hin — wie das ganze Gangesthal eine fast ununterbrochene Fläche, während der Regenmonate und der darauf folgenden kühlen Jahreszeit indeß recht lieblich anzuschauen. Wo Quellen oder Kanäle irgendwie Bewässerung zulassen, bringt der fruchtbare Boden fast mühelos jährlich vier Ernten, und Gruppen üppiger Mangobäume, schlanker Palmen oder feinblättriger Tamarinden schmücken allenthalben die Landschaft im Gegensatz zu dem Pandschab, auf dessen staubigen Ebenen kaum das dürftige Laubwerk einiger zwerghaften Akazien dem Auge einen Ruhepunkt gewährt.

An dem Baumwollenmarkt Mirzapur vorüber wogt der Ganges nun nach der tempelreichen Brahmanenstadt Benares. Von hier

aus, wo ihm die Hochflächen des Dekhan entgegentreten und seinen Lauf nach Süden hindern, wendet er sich östlich an der schmutzigen Muhammedanerstadt Patna (Abb. S. 5) vorüber zwischen Feldern, auf welchen die heiße Sonne den Mohnsaft zum vergiftenden Opium auskocht. Hier ergießen sich in ihn von Norden her die in dem feuchten Waldsaum Nepals zu tiefen Strömen gewordenen Bergwasser des Himalaja. Fast eine halbe Stunde breit, setzt er darauf,



Patna.

an seinen Gestaden mit Dörfern und Städten bekränzt, zwischen romantischen Hügelreihen, stolzen Palmenwäldern, lieblichen Pflanzungen und schönen Inseln seinen Lauf durch das reiche Behar fort, bis er sich bei den Radschmahalbergen durch die letzten Hügel-

reihen der höheren Landform ins niedre, heiße Bengalen hinabdrängt, wo er, $^3/_4$ Stunden breit, in kaum merkbarem Zuge, überall mit Städten, Dörfern und Pagoden besetzt, mit Schiffen bedeckt dahin

Ueberschwemmung im Gangesthal.

fließt. Die göttliche Verehrung dieses segenspendenden Stroms kann in der That Niemand wundern, der die Macht solcher Eindrücke über das dem lebendigen Gott entfremdete Menschenherz kennt.

Oberhalb Murschidabad, das, obwohl noch 100 Stunden vom Meer entfernt, doch fast schon eine Seestadt zu nennen ist, trennt sich zunächst der Hugly vom Hauptstrom; später zweigen sich noch eine Masse andrer Kanäle ab, die mit den Mündungsarmen des die Ostgrenze Indiens bezeichnenden Brahmaputra verschlungen, das größte Delta der Erde bilden. Am Hugly liegen weiter stromabwärts die Städte Berhampur und Santipur, das früher holländische Tschinsura, das einst dänische Sirampur und endlich 54 Stunden unterhalb Murschidabad, umgeben von Heiligthümern der Hindus, europäischen Handelsfaktoreien und reizenden Landhäusern, aber von ungesunder Fieberluft umhaucht, Kalkutta, die Stadt der Paläste, welche die Engländer sich im Morgenlande erbaut haben.

Südlich von Kalkutta dehnt sich zwischen dem Hugly und dem östlicheren Mutlah-Arm eine kaum über den Meeresspiegel erhabene Ebene aus. Durch die weit in den Hugly heraufdringende Flut würde ein großer Theil derselben ein nutzloses, durch seine Ausdünstung verderbliches Marschland, wenn nicht rings um ihren Rand Dämme errichtet wären, um das Meer in Schranken zu halten. In den

ersten Monaten des Jahrs ist sie trocken und mit kurzem, spärlichem Gras bedeckt. Aber vom Juli an, wenn der Ganges seine Ufer überfluthet, wird die ganze Ebene von dem befruchtenden Schlamm dieses Stromes überdeckt und verwandelt sich in einen 20 Stunden langen und ebenso breiten Süßwassersee (S. 6). Nur eine oder zwei Landstraßen, die gleich der zahlreichen Dörfer auf erhabenen Dämmen angelegt sind, durchziehen diese Wasserfläche von Norden nach Süden. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Hindus von der Fischerkaste, die von Kind auf ein Amphibienleben führen und mit unglaublicher Gewandtheit diese seichten Gewässer auf schmalen Booten befahren, in denen unser Eines kaum zu stehen vermöchte. Ihren Unterhalt beziehen sie theils von den zahllosen Fischen, von denen die Gewässer während der Ueberflutung und nachher die Flüsse und Bäche wimmeln, theils von dem Reis, den sie in den wasserbedeckten Boden säen. Während der Regenzeit bietet diese Ebene einen wunderbar schönen Anblick dar. Dort eilt ein flinkes Boot durch die sich vielfach windenden Flußrinnen hin; der Himmel ist bedeckt mit flockigen Wolken, welche die Hitze mäßigen, und ein kühlender Lufthauch kräuselt die sich nach allen Seiten kreuzenden Wasserlinien; wohin das Auge schaut, erheben sich malerische Dörflein, überschattet von dem üppigen mannigfaltigen Grün der hochanstrebenden Baumgruppen. Die schlanken Kokospalmen erheben ihre Kronen zu Tausenden über die freundliche Landschaft und tauchen ihre anmuthigen Arme, vom sanften Wind bewegt, auf und nieder am Horizont, während die Bäche und Flüsse mit einer Fülle blühender Wasserpflanzen bedeckt sind. Da und dort scheucht ein dahineilendes Boot Schwärme von kleinen wilden Enten aus dem schlanken Schilf auf, deren schwirrender Flug über deinem Haupte hinzieht, und während auf dem nahen Reisfeld die leichten, zarten Halme sich mit unbeschreiblicher Grazie vor dem sanften Hauch des Windes beugen, klingt ein melodisches Rauschen geheimnißvoll an dein entzücktes Ohr. In den späteren Monaten des Jahrs dehnt sich meilenweit nach allen Seiten hin ein goldenes Erntefeld aus, von dem jeder Halm hundertfünfzig- und zweihundertfältig das Saatkorn wiedergibt, das in den üppigen Boden gesäet war. Mehrere Monate des Jahrs ist indeß dieser ganze Landstrich so ungesund, daß ein Europäer nicht darin wohnen kann. Es ist dieß die Zeit, wo die sich verlaufenden oder durch Ausdünstung vertrocknenden Gewässer ungeheure Massen verwesender Pflanzen zurücklassen, welche die Luft mit Fiebermiasmen erfüllen.

Oestlicher folgen in diesem von der Sonne durchglühten Wasserlande, wo das Leben der Pflanzen sich mit so riesenhafter Ueppigkeit entwickelt, daß es gleichsam dem Menschen sein Dasein streitig macht, undurchdringliche Sumpfwaldungen (Dschangels) und hohe Schilfdickichte, in denen der Königstiger, Krokodile und Schlangen lauern, wilde Schweine und Büffel hausen, das Dschangelfieber herrscht und seit 1817 die Heimat der Cholera ist. Alljährlich werden in diesen Sunderbans (Sundariwälder) in der Ueberschwemmung der Regenzeit große Landstücke abgerissen, Inseln und Dämme aufgebaut und die Ausflüsse verschlammt; von mancher Insel sind auch schon sämmtliche des Holzhandels oder der Salzbereitung wegen da weilenden Bewohner, denen es nicht gelang, sich auf die Wipfel der Bäume zu retten, durch eine plötzlich hereinbrechende Sturmflut begraben und hinausgeschwemmt worden ins Meer. Aber auch von wunderbaren Bewahrungen sind diese mörderischen Labyrinthe schon manchfach Zeugen gewesen, nicht nur in allgemeiner Wassersnoth, sondern ebensowohl in der alltäglichen Gefahr durch wilde Thiere.

Einst suchten zwei Missionare, von einem Besuch auf der Sagar-Insel heimkehrend, von der Flotte der übrigen Kähne getrennt, mit etlichen eingebornen Begleitern eine Strecke weit ihren Weg durch die Sunderbans. Rings vom schweigenden Waldesdickicht umgeben, schien es ihnen, wie sie eines Morgens ankerten, als seien sie die einzigen lebendigen Wesen in einem Thal der Todesschatten. Aber bald regte sich's, und aus dem Wasser hervor kroch ein mächtiger Alligator, um sich am Ufer zu sonnen. Er mochte etwa eine halbe Stunde dagelegen haben, als aus dem Dunkel des Waldes majestätisch ein Tiger hervorschritt. Auch das stärkste Herz konnte beben bei dem Gedanken, sich diesem Feind gegenüberzusehen. Leise und bedächtig nahte der Tiger sich dem Alligator bis auf Sprungweite, dann schwang er sich keck auf dessen Rücken und packte ihn am Hals. Aus seinem Schlummer auffahrend, sperrte das häßliche Reptil seinen weiten Rachen auf und schlug wüthend mit dem gewaltigen Schwanze umher, doch der Tiger war entschieden im Vortheil. Er hielt den Alligator so fest, daß dieser den Kopf nicht genugsam drehen konnte, um seinen Feind zu packen, und trotz der wiederholten Schwanzschläge, die ihn trafen, schüttelte er sich am Ende des Kampfes mit stolzem Siegesbewußtsein. Eine Weile saß der Tiger auf seiner Beute da wie eine Katze vor einer gefangenen Maus, dann zog er das Reptil eine Strecke weit in den Wald hinein. Nach etwa

10 Minuten erschien er wieder und faßte das Boot scharf ins Auge; allein er fand es scheint's zu weit vom Lande entfernt, um einen zweiten Kampf aufzunehmen, denn bald wandte er sich zurück und gieng langsam davon.

Ein andermal wagten sich einige auf einem Kahn gekommene Eingeborne in den Wald hinein, um wilden Honig zu sammeln, während ein 11jähriger Knabe zur Beaufsichtigung des Boots zurückblieb. Es war gerade die Zeit der Ebbe, und nicht lange stand es an, so lag das Boot trocken auf tiefem Schlamm. Sehnsuchtsvoll schaut der Knabe aus, ob die Männer nicht bald wieder kommen, da begegnet ihm das feurige Auge eines oberhalb des Bootes stehenden Tigers. Der Knabe sieht, wie die Bestie ihn mit wildem, gierigem Blick fixirt und dann geduckt über den Boden schleicht, um ihn mit einem Sprung zu erhaschen. Glücklicherweise hatte das Boot ein Verdeck, unter das der Junge sich verkriechen konnte. Kaum hat er sein Versteck erreicht, so macht der Tiger seinen Sprung mit solcher Wucht, daß eines seiner Beine durch das Verdeck bricht und sich zwischen den Planken einklemmte (s. Abb.). Mit erstaun-

In den Sunderbans.

licher Geistesgegenwart ergreift der kleine Bursche nun ein in seiner Nähe liegendes Seil, windet es dem Tiger um den Fuß, bindet es fest und hält ihn so gefangen. Das Thier zieht und zerrt und sucht auf jede Weise loszukommen; wie dieß aber nicht gelingt, wird es

endlich ganz scheu und schüchtern und legt sich ruhig nieder. Der arme Knabe hatte natürlich bange Zeit, bis die Honigsammler endlich wieder am Ufer erschienen. Als diese den Tiger auf ihrem Boot gewahrten, dachten sie nicht anders, als er habe den Knaben erwürgt und halte nun seinen Mittagsschlaf. Auf ihr Geschrei fuhr die Bestie erschrocken auf. Durch einen letzten verzweifelten Ruck gelang es ihr, sich loszureißen und über das Boot hinabzuspringen. Zum Glück aber fiel sie in den tiefen Schlamm, und während sie nun darin herumstampfte und sich herauszuarbeiten suchte, eilten die vier Männer hinab und bearbeiteten mit ihren Prügeln den Kopf des Tigers der Art, daß er betäubt wurde und erlegt werden konnte. Wie freudig staunten sie, als der todtgeglaubte Knabe wohlbehalten aus seinem Versteck hervorkroch!

Unter den Städten des Gangesdelta's sei hier gelegentlich nur das etwa 60 Stunden östlich von Kalkutta gelegene Barisal, nördlich von Kalkutta Krischnagarh, nordöstlich Dscheſſur und weiterhin Dakka genannt, letzteres einst berühmt durch seine unvergleichlich feinen Baumwollgewebe für den Hof von Delhi, jetzt aber großentheils in Trümmern liegend. — Nordöstlich vom eigentlichen Bengalen und südlich von dem unabhängigen Himalaja-Land Bhutan zieht sich endlich noch, vom Brahmaputra und seinen mehr als 70 Zuflüssen durchrauscht, das 140 Stunden lange Thal von Assam hin. Sein Klima ist gemäßigter als das Bengalens, dem es von den Engländern beigezählt wird, sein Boden überaus fruchtbar. Während aber Bengalen eines der dichtbevölkertsten Länder der Erde ist, sind im menschenleeren Assam manche Landstriche zu beiden Seiten des Stroms, die herrlich blühen könnten, mit dichten Dschangelwäldern bedeckt, in denen Elephanten, Rhinocerose, Tiger, Leoparden, Bären, wilde Büffel und Wildschweine hausen. Am Flußgestade befinden sich in den Lichtungen des Urwalds die leichten Bambushütten der Eingebornen, die bei jeder Ueberschwemmung verlassen, zerstört und nachher wieder aufgebaut werden. Die einzige bedeutendere Stadt ist Tezpur, vorherrschende Landessprache das Bengalische.

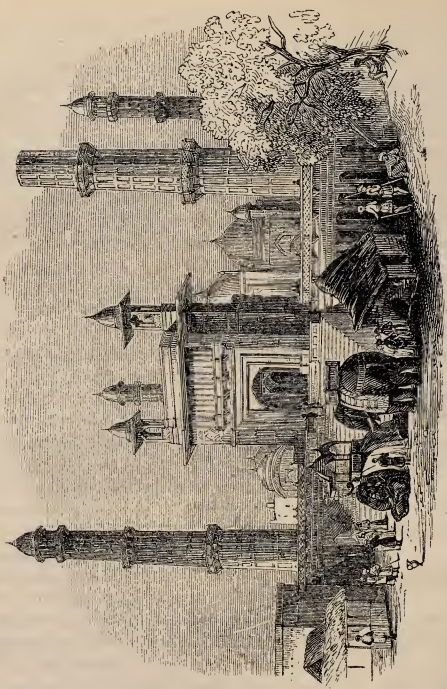
Das ganze bisher von uns überblickte Gebiet mit seinen 22,000 Quadratmeilen und 82 Millionen Einwohnern zerfällt seiner Bevölkerung nach in zwei große Haupttheile; die bis zu den Radschmahalbergen reichende Westhälfte oder das schon im grauen Alterthum hochkultivirte Arierland, und das östlich von den Radschmahalbergen beginnende Bengalen, dem die Engländer jedoch in

administrativer Hinsicht auch einen Theil des alten Arjawarta oder Hindustan einverleibt haben.

Vorsichtig tastend scheinen die durch die Gebirgspässe Afghanistans herabgestiegenen arischen Einwanderer, nachdem sie längere Zeit sich mit den Indusländern begnügt hatten, am Fuß des Himalaja hin ihren Weg ostwärts gesucht zu haben, wo sich ihnen bald ein ungleich großartigeres Stromsystem erschloß, als das ihnen seither bekannte. Sind unter den 20 bedeutenderen Zuflüssen des Ganges doch 12 größere als der Rhein! So lockend aber auch diese neuen Entdeckungen sein mochten, versäumten die Arier doch nicht, gleichzeitig auch südwärts bis zum Windhjagebirge vorzudringen, mit dem für sie das in Mythen gehüllte Dakschina*) (Dekhan) das Land der Riesen, Zwerge, Affen und Ungeheuer jeder Art begann. Wir haben im heutigen Radschputana bereits einige der uralten Hindustaaten in den nordwestlichen Vorbergen des Windhjagebirges kennen gelernt; der eigentliche Brennpunkt arischen Wesens aber wurde der mittlere Theil der fruchtbaren, vom Fuß des Himalaja sanft nach Süden geneigten Gangesebene. In ihr drängte frühe schon ein Hauptsitz der Herrschaft, der Gelehrsamkeit, der religiösen Verehrung, der Kunst, des Gewerbsfleißes und des Handels den andern. An der Jamuna erstand das prächtige Indraprastha, die alte Vorgängerin Delhis, und weiter stromabwärts das als Geburtsort des Gottes Krischna gefeierte Mathura (Abb. S. 12); am obern Ganges der Wallfahrtsort Hardwar (Hari's, d. h. Wischnus Thor), und am Zusammenfluß beider Ströme, wo später die Muhammedaner ihre Gottesstadt Allahabad bauten, das hochgefeierte Prajaga; dann am weiter wogenden Ganges Waranaschi, Kaschi oder Benares, der uralte Sitz brahmanischer Weisheit; an den von Norden kommenden Flüssen Gomati und Gogra das „glückliche Aussichten habende" Lacknau und das „unüberwindliche" Audh oder Ajodhja, an einem kleinen südlichen Nebenflusse des Ganges endlich das heilige Gaja u. s. w.

Voll Stolz auf seine Ahnen hält denn auch der lichtbraune, hochgewachsene, schöngebaute, tapfre Hindustani noch heute mit großer Zähigkeit an den jahrtausendjährigen väterlichen Ueberlieferungen fest und nur mit Beschämung kann man lesen, eine wie viel stärkere Schranke das indische Heidenthum dem Islam entgegenstellte, als die

*) Land zur Rechten, weil der Hindu sich nach der aufgehenden Sonne zu orientiren pflegt.



Mathura.

entartete, erstorbene Christenheit. Mit seinem Siegesflug über Syrien, Persien, Nordafrika und Spanien verglichen, hat der Muhammedanismus in Indien nur langsame Fortschritte gemacht; es kostete jahrhundertlange Kämpfe, bis die tapfern Radschputen und andre Hindu-völker sich endlich vor den immer wiederkehrenden Eroberern beugten. Tausende und aber Tausende wurden hingeschlachtet; ihre Götzen umgestürzt, ihre Tempel zerstört oder in Moscheen verwandelt, und dennoch blieb die große Mehrheit der Bevölkerung dem anererbten

Aberglauben treu. Weisere und mildere Regenten erschlossen den Hindus einflußreiche Aemter, schonten ihre Vorurtheile, giengen sogar Ehebündnisse mit ihren Töchtern ein und föhnten sie mehr oder weniger mit der Fremdherrschaft aus; obschon aber im Lauf der Zeit Viele zum Islam übertraten, blieb das Religionsgebäude der Hindus im Ganzen doch unerschüttert von ihm, während dagegen der indische Muhammedanismus starke Spuren seiner Berührung mit dem Hinduismus trägt. Kein Wunder darum, daß dieses Bollwerk des Heidenthums sich auch dem Christenthum mit aller Macht entgegenzustemmen sucht.

Mehr Eingang als im alten Arjawarta fand der Islam unter der dunkelfarbigen, schwächlichen aber geschmeidigen Landbevölkerung Bengalens, die als dravidischen Ursprungs nur die untersten Kasten im Volksverband der Hindus bildete. Für sie bedeutete ein Religionswechsel kein Opfer der Ueberzeugung und keinen Verzicht auf seither genossene Vorrechte, vielmehr befreite er sie von dem Joch der Kaste, unter das sie bisher geknechtet war. So erklärt sich's, daß von den 40 Millionen Moslemen, die das gesammte anglo-indische Reich mit Einschluß der einst als Eroberer eingedrungenen Araber, Afghanen und Mongolen zählt, stark die Hälfte auf die unterste Klasse Bengalens kommt. Die höheren Stände haben sich auch hier durchaus fern vom Islam gehalten, obschon auch sie ihren nordwestlichen Brüdern in physischem und moralischem Muth weit nachstehen und sich mehr durch Lebendigkeit, Schlauheit und Gewandtheit als durch solidere Eigenschaften hervorthun. In materieller Hinsicht ist auch unter englischem Regiment die Lage der bengalischen Landbevölkerung noch sehr traurig; ein aussaugendes Pachtsystem verursacht im reichsten Lande der Welt drückendste Armut. Vor der Eroberung des Landes durch die Engländer wurden alle Ländereien von den muhammedanischen Statthaltern oder Nawabs verpachtet; ihnen mußte eine bestimmte Summe in den Schatz bezahlt werden durch Vermittlung der Zemindare, welche das Geld von den Rajats (wie Rajah in der Türkei) oder Bauern erhoben. Nach Ankunft der Engländer entstand die Frage, ob die Zemindare oder die Bauern die Eigenthümer des Bodens seien? Durch einen beklagenswerthen Mißgriff machte Lord Cornwallis im J. 1793 die Ersteren aus Steuererhebern zu Gutsbesitzern, indem er ihnen gegen eine geringe, sich stets gleichbleibende Grundsteuer das Land in ewigen Erbpacht gab. Diese Zemindare nun halten wieder ihre Unterpächter, welche der Art für ihren eigenen Gewinn zu sorgen

Bengalische Rajats.

wissen, daß den meist fleißigen und genügsamen Rajats (s. Abb.), mit denen sie Arbeitsverträge abschließen, für ihre Leistungen fast kein Lohn übrig bleibt. Das gleiche Loos hatten die Rajats lange Zeit auf den ausgedehnten Indigofaktoreien der europäischen Pflanzer. Diese Armen nun sind, wie sie es einst auch dem Islam gegenüber waren, dem Christenthum viel zugänglicher als die selbstbewußten Hindustanis.

Scharf geschieden von Hindustanis und Bengalis lebt indessen in den das bengalische Tiefland im Westen und Osten umsäumenden Bergen noch ein dritter ungleich kleinerer Bruchtheil der Bevölkerung. Es sind von den arischen Einwanderern aus dem Tiefland verdrängte Reste der dem Dämonendienst ergebenen Urbewohner des Landes. Unter ihnen erregen besonders drei Stämme unsre Theilnahme.

Kaum 120 Stunden von Kalkutta entfernt, erhebt sich am Westrand der bengalischen Ebene und südlich von der benachbarten Provinz Behar das 1—3000′ hohe Tafelland Tschutia Nagpur. Ostwärts schaut es über eine lange Reihe von Granitfelsen hinab in die weiten, reichbewässerten Reisfelder Bankura's und Midnapur's; im Westen aber liegt zwischen seinen undurchdringlichen Waldungen das herrliche Thal des oberen Sonaflusses versteckt. Das Plateau selbst ist von wellenförmigen Sandhügeln durchzogen, an deren Fuß sich größere oder kleinere Sümpfe ausdehnen, während an seinem Rande etwas

höhere, reichbewaldete Berge kühn in die Luft streben, gleichsam die Wächter seiner Grenzen. Bei Nacht wimmelt dieses Waldesdickicht von Tigern und Bären (die Abb. zeigt uns einen von einem Tiger

angefallenen Kol, dem es gelang, durch einen Schlag, den er dem Thier mit seinen Füßen auf die Brust versetzte, so zu erschrecken, daß er von dem bereits schwer Verwundeten abließ), auf seinen Zweigen wiegen sich Vögel vom buntesten Gefieder, und muntre Affen klettern von Ast zu Ast. Unter den Bäumen, bis zu deren höchsten Wipfeln sich die herrlichsten Schlingpflanzen hinaufranken, zeichnen sich besonders die Mangobäume aus, die sich bald in langen Reihen an den Fährten, den einzigen Wegen in dieser Gegend, hinziehen, bald mit ihren gewaltigen Stämmen und weit ausgebreiteten Zweigen schattige Haine bilden, bald sich einsam auf weiten, lichten Stellen erheben und der Landschaft das milde, friedliche Gepräge eines eng-

lischen Parkes geben. Das Klima ist natürlich viel gemäßigter als in Bengalen. Die trocknen Sommermonate abgerechnet, ist es angenehm kühl, und in der kalten Jahreszeit schwingt sich unter dem wolkenlosen, lichtblauen Himmel früh Morgens die Lerche fröhlich schwirrend in die Luft.

In diesem schönen Hügellande wohnt das gutmüthige, fröhliche, der Musik, dem Tanz und Trunk leidenschaftlich ergebene, etwa 3 Millionen Seelen zählende, ackerbautreibende Völklein der Kols. Als die ersten Urbarmacher des Bodens betrachten sie in familienhaftem Kommunismus diesen als ihr unveräußerliches Eigenthum, an dem sie mit großer Liebe hängen. Aber gerade in diesem ihrem Besitze sind sie durch List und Gewalt der seit Jahrhunderten sich bei ihnen eindrängenden Hindus und Muhammedaner gestört und aus freien Bauern zu Leibeignen oder Erbunterthanen gemacht worden. Die schwere Hand ihrer Unterdrücker, der Zemindare, hat weit mehr als irgend eine angeborne Neigung zum Herumschweifen dazu beigetragen, die Kols zur Auswanderung bis nach Mauritius und Demerara zu vermögen.

Daß Ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, ist, wissen und glauben die Kols so fest als irgend ein Volk. Da sie es aber für überflüssig halten ihm zu dienen und ihn anzurufen, weil er ja „gut" ist und man sich deßhalb vor ihm „nicht zu fürchten braucht", sind sie in den Dienst der Sichtbarkeit und Sinnlichkeit gerathen und einer wahrhaft quälenden Furcht vor bösen Geistern anheimgefallen. Von dieser ist ihr ganzes Denken und Leben beherrscht. Krankheit, Verlust, Unglück und Noth aller Art wird ihrem dämonischen Einfluß zugeschrieben, und diese Plagegeister, deren Zahl Legion ist, sich dienstbar oder doch unschädlich zu machen, ist der Zweck aller ihrer religiösen Bräuche.

Einem der Kolsstämme verwandt sind die nordöstlich von ihnen in den Radschmahalbergen lebenden Santals. Auch sie sind dem Dämonendienst ergeben. Eigenthümlich ist ihnen das Fest der Schirmverehrung, bei dem eine lange Stange mit Milch geweiht und mit Blumen geschmückt wird, während ein oben befestigter Schirm, man weiß noch nicht sicher, ob die schützende Hand Gottes oder nur Regen bedeuten soll —, denn im Anfang der Regenzeit wird dieses Fest mit lärmendem Gesang und Tanz gefeiert (Abb. S. 17). Ihre aus Blockhäusern mit Strohdächern bestehenden und nur Eine Straße bildenden Dörfer sind im dichten Dschangel versteckt mit kleinen Grund-

stücken umher, auf welchen Reis, Mais, Senf und Hülsenfrüchte gebaut werden. Hier lebten sie lange, nach alter väterlicher Sitte ihre Heerden weidend und ihre Felder bauend, in harmlosem Verkehr mit

Schirmfest der Santals.

ihren Nachbarn in der Ebene, von den Engländern fast unbeachtet, bis sie sich im Juli 1865 zu einem furchtbaren Aufstand erhoben und nach Ermordung des englischen Polizeibeamten auf den Bergen sengend und brennend ins Tiefland herabstürzten. Der Grund dieses Aufruhrs waren die empörenden Mißhandlungen, welche sie zuerst von den Zemindaren, dann von den indischen Steuereinnehmern und Geldwechslern erlitten hatten. Der Kampf wurde heiß, endete aber mit der Besiegung der Empörer und der Verbesserung ihrer Zustände. Damit kehrte die ursprüngliche Gutmüthigkeit der Santals zurück, wie sich auch während des Kampfes manche edle Züge an ihnen geoffenbart hatten.

Fern im Osten Bengalens hat endlich das schon indochinesische freie, männliche Völklein der Khasis ein südlich von Assam 4 bis 5000′

Eisenschmelze der Khasis.

hoch aus der Tiefebene aufsteigendes gebirgiges Viereck inne, eines der regenreichsten Länder der Erde. In dem Hauptort Tschárapundschi, der den Europäern zuerst als eine kühle Zufluchtsstätte

Geisterritt in den Khasia-Bergen.

in der heißen Zeit bekannt wurde, sollen im Jahr schon 600 Zoll Regen gefallen sein (etwa 20—30mal so viel wie in Deutschland). Die Eingebornen aber fühlen sich ganz wohl in diesem naßkalten

Gebiet. Ihren Eisensand schmelzen sie mit Hilfe großer Doppelblasbälge in Metallklumpen von zwei Faustgrößen (S. 18), die sie nachher entzwei spalten, damit sich der Käufer von der Reinheit des Metalls überzeugen kann. Auch die Khasis sind dem Dämonendienst ergeben. Jedes Jahr verwenden sie in der heißen Zeit große Mühe darauf, auf den Bergen und an den Wegen steinerne Säulen oder Sitze für die Geister aufzurichten (S. 19), denen sie Opfer darbringen und die sie bei Begräbnissen durch lärmende Tänze bei guter Laune zu erhalten suchen. Der verrätherische Ueberfall eines Häufleins Engländer, von denen drei den Dämonen geopfert wurden, führte zu einem langen Krieg, der erst 1833 mit der Besitznahme des Bergländchens endete, ohne daß man den Khasis ihre Fürsten oder Häuptlinge nahm. Wir werden später auf diese Bergstämme zurückkommen; vorerst aber fassen wir nur die arische Bevölkerung des Tieflands ins Auge.

2. Alter und neuerer Hinduglaube.

Es ist merkwürdig, daß von so hoher, uralter Kultur auch die reiche Sanskritliteratur zeugt, dieselbe doch kein einziges Geschichtswerk enthält, das uns von den frühesten Geschicken Indiens sichre Kunde gäbe. Nur so viel ist gewiß, daß das Land nie von einem einzigen Fürsten beherrscht wurde, sondern daß immer mehrere, zum Theil mächtige Reiche neben einander bestanden und dieß selbst in und nach der Zeit, in welcher der durch einen Mythenkranz verherrlichte Königssohn Rama aus Ajodhja seinen Heldenzug nach Ceylon unternahm. Was aber in politischer Hinsicht kein indischer Fürst vermochte, das haben auf religiösem Gebiet die Brahmanen erreicht, nämlich für das ganze Land eine nationale Einheit zu schaffen. Gelungen ist ihnen dieß jedoch freilich nur dadurch, daß sie den Hinduismus Bruchstücke der verschiedensten Religionen in sich aufnehmen ließen. Hat er doch sogar von dem durch syrische Handelskolonien frühe in Südindien bekannt gewordenen Christenthum etliche Züge entlehnt!

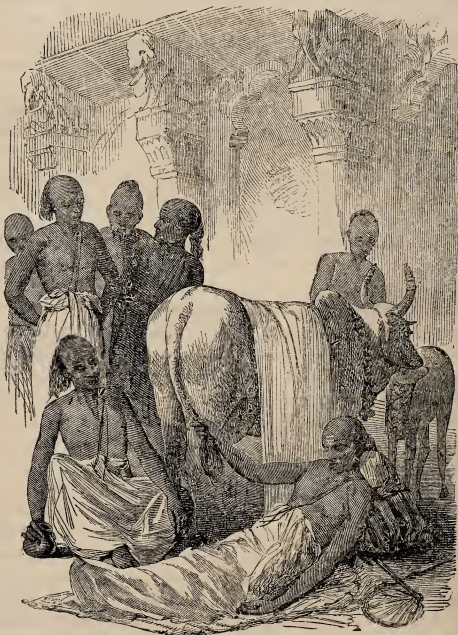
Kehren wir zum Ursprung des Brahmanismus zurück, so tritt nach den verschwommenen Elementargottheiten der Wedalieder aus dem Urgrund Brahm zunächst der Weltschöpfer Brahma hervor. Wenn sein Tag anbricht, läßt er aus sich hervorgehen Geister und Wesen aller Art, die erst ein reines und glückliches Leben führen, aber wie der Tag zunimmt sich immer verschlechtern. Endet sein Tag, so schläft er ebenso lang als er gewacht hat und während dieser

Zeit ist seine ganze Schöpfung verschwunden. Erwacht er, so schafft er neue Wesen, die wieder vergehen, wenn dieser Tag um ist. Die Kastenunterschiede und andre schwer zu ertragende Ungleichheiten dieses Lebens sind Lohn und Strafe der in einem früheren Dasein verübten Thaten. Seinem damaligen Verhalten gemäß ist jedem Menschen sein Schicksal auf den Schädel geschrieben. Beim Tod kehrt der Leib in seine natürlichen Elemente zurück, die Seele macht einen Kreislauf durch alle möglichen Wesen, wird Thier, Teufel, Baum oder Gras, stirbt und wird immer wieder neu geboren durch allerlei Höllen hindurch. Wenn sie sich durch Büßungen und Tugenden dazu tüchtig gemacht hat, geht sie nach oben in das himmlische Reich des Indra, wo sie, in Sternenlicht gekleidet, längere Zeit selig lebt, ohne indeß dadurch vor einem abermaligen Rückfall sicher zu sein. Erst nach Milliarden von Geburten fließt alles, was ist, ganz in das Brahm zurück.

Von einem Erlöser, der sich der armen Seele annähme und sie über das stürmische Meer dieser Welt mit sichrer Hand hinüberführte in den Hafen der ewigen Ruhe zur Auflösung in die Gottheit, weiß der ältere Brahmanismus nichts, aber Mittel zur Beschleunigung dieser „Ueberfahrt“ (Nirwana) kennt er allerdings. Es sind das theils Reinigungen und Bußen, denen sich der Hindu wegen einzelner Gesetzesübertretungen unterziehen muß, um in der Seelenwanderung nicht zurückgeworfen zu werden, theils verdienstliche Handlungen in Opfern und Weltentsagung, denen er sich ohne Bewußtsein einer besondern Verschuldung unterwirft, um wo möglich einige Stufen in der Seelenwanderung zu überspringen.

Die einzelnen Uebertretungen, durch welche der Mensch sich eine Strafe für zukünftige Lebensläufe zuziehen könnte, sind hauptsächlich äußere Verunreinigungen, denn jede Kaste bildet für sich ein durch das ewige Schicksal abgesondertes Volk. Trotz der angestrengtesten Sorgfalt kann der Hindu nicht leicht alle derartigen Verunreinigungen verhüten, denn die Vorschriften seiner Schastras über die bei Opfern und Gebeten, beim Essen und Trinken und allen andern Lebensbeziehungen zu beobachtenden Ceremonien sind so reichhaltig, daß das alttestamentliche Gesetz überaus mild daneben erscheint. Durch dieses Ceremonienwesen ist es dahin gekommen, daß der Hindu den eigentlich sittlichen Begriff von Sünde und Schuld gänzlich verlieren konnte und heutzutage unter Sünde nur solche äußerliche Verunreinigungen versteht, ohne ein rechtes Verständniß für den Sitz der

Sünde im Herzen zu zeigen. Für die fast unvermeidlichen zufälligen Vergehen sind aber glücklicherweise die Reinigungsmittel nicht schwer zu beschaffen. Sie bestehen hauptsächlich aus Wasser und Kuhmist, denn die Kuh ist dem Hindu so heilig, daß selbst das Un-



Eine sterbende Hindufürstin.

reinste, was von ihr kommt, als Reinigungsmittel gilt und ein Sterbender noch von allen seinen Sünden befreit werden kann, wenn er den Schwanz einer Kuh festhält (s. Abb.). Zur Reinigung mit Wasser aber gibt es viele heilige Badeplätze namentlich an Stellen, wo

mehrere Flüsse sich vereinigen. Der Hindu soll sich überhaupt täglich baden, um die Verunreinigungen zu entfernen (siehe Abb.).

Unter den verdienstlichen Handlungen standen in den ältesten Zeiten Thier- und vielleicht sogar Menschenopfer oben an; später

Ein seine religiösen Waldungen verwüstender Brahmane.

brach sich die Ansicht Bahn, daß höher als alle Gaben, die man dem Feuer übergebe, die Glut des innern Sichselbstverbrennens stehe, daß concentrirte Andacht und Buße mächtiger sei als alle Götter

und daß man durch sie der Seelenwanderung entgehen und unmittelbar nach diesem Leben ins Brahm aufgelöst werden könne. Nur den zweimalgebornen drei Oberkasten steht aber dieser Weg offen; ein Sudra kann höchstens soviel erreichen, daß seine Seele in der nächsten Geburt zu diesen Glücklichen gehört. Die Weltentsagung ist auch nicht für jedes Alter bestimmt. Der Jüngling soll zuerst zu einem Brahmanen als seinem Guru in den Unterricht gehen, dann soll er heirathen und den Beruf eines Hausvaters erfüllen. Erst wenn er merkt, daß seine Muskeln schlaff und seine Haare grau werden, wenn er den Sohn seines Sohnes sieht, soll er das Haus verlassen und als Waldeinsiedler leben. Seine Frau kann er mitnehmen oder bei den Söhnen zurücklassen. Auch das heilige Feuer nimmt er von Hause mit, um in der Einsiedelei die fünf täglichen Opfer zu verrichten. Sein Bett soll die Erde sein, seine Nahrung Früchte von den Bäumen oder Wurzeln des Waldes und Wasser, das durch ein leinenes Tuch gegossen worden ist, damit er kein Thierchen tödtet. Haare, Bart und Nägel läßt er wachsen. Fasten soll er häufig und sich von allen Begierden lossagen, so daß ihn kein Ereigniß mehr in seiner Andacht stören kann. Die höchste Stufe, die er erreichen kann, ist die eines Sanjasi, d. h. eines Entsagenden, der jedem Gefühl abgestorben, gänzlich in dem höchsten Wesen ruht. Mit einem irdenen Wassergefäß und mit einem Stab wandert er nackt und immer einsam bettelnd umher. Er bringt auch keine Opfer mehr, sondern versenkt sich nur mit dem drei Buchstaben in Einem Laute enthaltenden Wörtlein om (a, u, m) in die Gottheit.

Mögen auch Tausende solcher Weltentsager in dumpfem Brüten hingesiecht sein, ohne für sich selbst innern Frieden gefunden oder irgend etwas für die Folgezeit geschaffen zu haben, so haben dagegen Andre in ihrer Einsamkeit über die wichtigsten Dinge nachgedacht, wie über den Ursprung und das Ende dieser Welt, über das Wesen des Menschen und den Weg zur Erkenntniß und Wahrheit. Während andre Völker kaum ihre Begriffe von Leib und Seele hatten, finden wir in Indien schon im hohen Alterthum eine Philosophie, welche uns durch die Konsequenz ihres Denkens in Staunen versetzt, die ihre Ziele höher gestellt hat als die griechische und in manchen Punkten eher an die Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts erinnert, aber allerdings mit indischer Maßlosigkeit sich auch ins Ungeheuerliche verliert.

Was dem Sanjasi die Gottheit, das sollte einem echten Hindu-

weib ihr Gatte sein. Sati, die Treue, hieß eine Gattin, die, wie sich's gebührte, dem Manne nachfolgte auf jedem Schritt und Tritt bis in den Tod hinein. Es ist ja eine Verzerrung der rechten Treue, wenn die lebende Frau meint, sich mit dem todten Manne zusammen verbrennen lassen zu müssen, aber der Gedanke ist doch aus einem schönen Gefühl entsprungen. Und die Christengemeinde weiß, daß sie eine Sati werden sollte, d. h., daß es ihre Pflicht und Ehre ist, dem Herrn, der sich ihr angetraut hat, selbst in den Tod zu folgen. Sie weiß es auch gewisser, als ein Hinduweib sich's je vorstellen konnte, daß sie auf diese Weise bei ihm bleibt und nie von ihm getrennt wird. „Sterben wir mit, so werden wir mit leben." So singt man denn jetzt in neuen indischen Liedern: „O Bräutigam, zieh uns Dir nach, laß auch den Mitpfahl uns besteigen."

Unmöglich konnte aber ein so enger Weg, wie er dem Sanjasi vorgeschrieben war, um unmittelbar nach seinem Tode aufgelöst zu werden in die Weltseele, einem ganzen Volke genügen. Es waren ja doch nur wenige Auserwählte unter den Bevorzugten, welche diese selige Auflösung wirklich erreichten, um deren willen sie sich so viele Marter anthun mußten. Was sollte das übrige Volk thun, um seine religiösen Pflichten zu erfüllen? Der alte Opferkultus existirte zwar noch, aber auch dieser Weg zur Seligkeit war nur den Reichen und Vornehmen zugänglich, denn die wirksamen Opfer kosteten viel Geld. Daß aber die niederen Kasten von dem kürzesten Weg zur Erlösung ausgeschlossen sein sollten, mußte gerade den religiös Gesinnten unter ihnen als eine lästige Fessel erscheinen. Wie ein Evangelium mußte es darum den Armen und Geringen klingen, als im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt ein Prediger auftrat, der in der von dem Sanskrit der Gelehrten bereits abweichenden Volkssprache verkündete: „Nicht die Geburt, sondern das Streben adelt den Menschen; die Ueberfahrt zur Erlösung von allem Uebel sofort nach dem Tode steht gleichermaßen Allen offen, die den von mir betretenen Weg einschlagen."

Dieser Mann war ein Königssohn aus Kapilawastu im heutigen Behar. Sein Familienname war Gautama oder Sakja, wozu für ihn selbst später der Beiname Muni, Einsiedler, kam. Er hatte bis zu seinem 29. Jahr am Hofe seines Vaters mit vollen Zügen die Luft der Welt geschlürft, als er eines Morgens auf einer Spazierfahrt zuerst einen Greis mit kahlem Haupte, gebeugtem Körper und zitternden Gliedern, dann einen mit Aussatz bedeckten und vom

Fieber geschüttelten Kranken ohne Hilfe, und endlich einen von Würmern zerfressenen, verwesenden Leichnam sah. „Wozu nützen denn Jugend, Lust und Freude, wenn sie dem Tod unterworfen sind?“ fragte er sich jetzt und beschloß, nach keinem irdischen Königthum zu trachten, sondern dem Grund des Weltübels nachzudenken und es wo möglich zu heilen. Er verließ den Palast seines Vaters, legte das gelbe Büßergewand an und begann ein Einsiedlerleben zu führen. Nachdem er sechs Jahre in Kasteiungen und innern Kämpfen zugebracht hatte, gewann er die Ueberzeugung, daß diese nicht zum Heile führen, ja daß sie schädlich seien, weil sie den Geist verdüstern. Er aß und trank wieder, und jetzt erst, nachdem er unter dem Bodhi-Baum (Ficus religiosa) bei Gaja die Angriffe des Versuchers Mara zurückgeschlagen hatte, gieng ihm in der Nacht das Licht der Erkenntniß auf. Mit Einem Blick glaubte er nun seine eigenen früheren Geburten, alle Wesen, alle Welten und alle Zeiten zu überschauen und die Verkettung aller Ursachen und Wirkungen, also auch die Ursachen aller Uebel und die Möglichkeit ihrer Heilung zu erkennen. Jetzt war er Buddha, „der Erleuchtete“, geworden. Einen Gott hatte er aber bei dieser Offenbarung nicht gefunden, denn auch die himmlischen Welten gehören nach ihm in den Kreislauf der Seelenwanderung und jeder Einzelne muß dafür sorgen, daß er durch eigenes Verdienst darüber hinauskommt in das Nirwana oder Verwehen.

In seiner Auffassung vom Weltübel und der Seelenwanderung blieb also Buddha ganz auf dem Boden des Brahmanismus stehen, dagegen verwarf er die blutigen Opfer und den Genuß von Fleisch, indem er Lebensschonung für die höchste Pflicht erklärte. Sodann sollte bei seinen Anhängern das brahmanische Nichtsthun der Wohlthätigkeit, das Einsiedlerleben dem Klosterleben mit dem Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams weichen. Doch war die Wohlthätigkeit eigentlich mehr Sache der Laien, welche durch den Unterhalt der Klöster sich das Verdienst erwerben konnten, bei der nächsten Geburt als Mönche oder Nonnen aufzutreten und zur Erlösung zu kommen. Dieser Unterschied zwischen Laien und Mönchen, welch' letztere eigentlich allein die buddhistische Kirche bilden, führte zwar bald wieder zu einer nicht minder starken Priesterherrschaft als sie dem Brahmanismus eigen war, immerhin aber war es wenigstens Niemand durch seine Geburt schon unmöglich gemacht, der Seelenwanderung zu entgehen.

Eine Liebe zur ganzen Menschheit und namentlich zu den Armen und Geringen im Volk, wie Buddha's Lehre und persönliches Auftreten sie athmete, hatte unter den vielen Weisen Indiens noch keiner gezeigt, darum ist es nicht zu verwundern, daß der leutselige Königssohn bei Vielen freudigen Anklang fand, von Seiten der Brahmanen aber auch heftigen Widerspruch erfuhr. Im Gazellenhain bei Benares hielt er seine erste Predigt, dann soll er mehrere Jahrzehnte lang lehrend umhergezogen sein und in seinem hohen Alter noch den Untergang seines ganzen Geschlechts und seiner Vaterstadt durch den Ueberfall eines feindlichen Königs erlebt haben. Nach seinem Tode setzten 500 seiner Schüler seine Schriften auf einem Concil fest; auf einem späteren Concil, das im J. 246 vor Christi Geburt unter dem Vorsitz des Kaisers Asoka gehalten wurde, der damals einen großen Theil Indiens beherrschte, tauchte als etwas durchaus Neues der Gedanke auf, Prediger ins Ausland zu schicken. Boten des „guten Gesetzes" zogen nun nach allen Weltgegenden aus; die für die Folgezeit wichtigste Mission gieng nach der Insel Ceylon, wo Asokas Sohn und seine Schwester den König für die neue Lehre gewannen. Von hier aus breitete der Buddhismus sich dann nach Hinterindien aus; im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung kam selbst aus dem fernen China, wo man unbefriedigt von der Weisheit des Confucius, nach einer neuen Religion suchte, eine kaiserliche Gesandtschaft nach Indien, um sich nach Sakja Munis Lehre zu erkundigen.

Es ist merkwürdig, wie in diesem ersten Jahrhundert nach Christus im fernen Osten die Stimmung der Völker in religiöser Hinsicht ganz dieselbe war wie in der griechisch-römischen Welt: keine Befriedigung bei den seitherigen Religionen und ein Harren auf etwas Neues. Wären die Apostel des Christenthums ebenso rasch nach Osten vorgedrungen, wie Paulus nach Westen, so wäre wohl in kurzer Zeit die ganze alte Welt mit dem Evangelium erfüllt gewesen. Statt dessen aber mußten die Völker des Ostens im Buddhismus ihre Befriedigung suchen.

Unwillkürlich drängt sich uns hier eine Vergleichung zwischen der Geschichte des Christenthums und derjenigen des Buddhismus auf. Auch der Buddhismus suchte ja eine tiefere, geistlichere Religiosität; auch er wandte sich den Armen im Volke zu und stellte in seinem Stifter ein Vorbild der Liebe und Gesetzeserfüllung auf. Mehr als irgend eine andere Religion hat er sodann die nationalen Schranken durchbrochen, indem er durch seine friedlichen Eroberungen indisches

Denken und Dulden über einen großen Theil von Asien verbreitete, wilde Völker bezähmte, selbst dem gebildeten Japan und China neue Ideen brachte, einen vom Staat unabhängigen kirchlichen Organismus schuf und sich als Universal-Religion geltend machte, die heute ihre 400 Millionen Anhänger hat. Und dennoch, welcher Unterschied im innersten Wesen der beiden Religionen! Dort als Gegenstand der Anbetung der längst ins All verwehte Buddha und als süßeste Hoffnung das Aufhören der persönlichen Fortdauer; hier ein als Retter und Tröster allgegenwärtiger Heiland, und für jeden einzelnen seiner Jünger die Aussicht auf eine Seligkeit und Herrlichkeit ohn Ende, wie sie noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist! Könnten nicht einmal jene buddhistischen Missionare gegen viele träge Christen aufstehen und sie verdammen?

In Vorderindien selbst verdrängte indeß der Buddhismus den Brahmanismus nie ganz; die Hindus sind ein viel zu religiös angelegtes Volk, um ohne einen Gott leben zu können. Während der Buddhismus mit seinem Atheismus, seinem Mönchswesen und seinem nach Sakja Munis Tod aufgekommenen Bilder- und Reliquiendienst bald zu einem todten Formalismus erstarrte, verjüngte sich der Brahmanismus vielmehr im Wettkampf mit seinem mächtigen Gegner und bequemte sich mehr und mehr den Bedürfnissen der Masse des Volks an, die er in der älteren Zeit unberücksichtigt gelassen hatte und der in Buddha eine Art Erlöser erschienen war. Neben dem überaus schmalen Pfad, den der Sanjasi zu betreten hatte, um auf dem Wege der Erkenntniß zur Vereinigung mit der Gottheit zu gelangen, erschloß brahmanische List mit tiefem Verständniß der verschiedenen Grundrichtungen des menschlichen Gemüths nun zwei neue, breitere Wege, nämlich den des Glaubens und den der Werke.

Für die nach einer möglichst leichten Religion Verlangenden trat in den Vordergrund der Götter der in den Wedaliedern als Begleiter des Thau und Regen spendenden Gottes Indra erscheinende Wischnu, der alle drei Welten mit drei Schritten zu durchmessen vermag. Er ist ein überaus nachsichtiger Gott. Was er begehrt, ist nur liebendes Vertrauen; irgendwelche Anstrengungen fordert er nicht. Das Leben mag noch so locker sein, die fleischlichen Lüste noch so unbekämpft; wenn bei all dem die Seele nur liebend auf ihn gerichtet ist, hilft er ihr schließlich doch zu einer glücklichen Ueberfahrt. Auch untergeordnete Götter mag sie neben ihm verehren so viel sie will

wenn sie durch alle hindurch nur ihn sieht und ehrt, treibt sie doch der Vereinigung mit ihm entgegen, wie ein in einen Nebenstrom fallender Wassertropfen dem Meere.

Als Wassergott ruht Wischnu auf einer zusammengerollten Schlange über den Fluten des Urmeers. Seine Beziehung zur Sonne als der andern erhaltenden Macht in der Natur wird ohne Zweifel dadurch ausgedrückt, daß er auf dem adlerähnlichen Vogel Garuda einherfährt. Uebrigens wird er nie als Wischnu, sondern immer in einer seiner Inkarnationen (Fleischwerdungen) verehrt, denn neunmal ist er schon in verschiedenen Gestalten auf Erden erschienen, um ihr ein Retter aus allerlei Nöthen zu sein, und einmal auch, um daneben alle menschlichen Lüste und Laster zu theilen.

Ein ganzes Menschenleben machte er erstmals in seiner in dem Heldengedicht Ramajana besungenen siebten Inkarnation durch. Der König Dasaratha von Ajodhja war nämlich hoch betagt und hatte keine Söhne; durch ein großes Pferdeopfer erlangte er jedoch das Versprechen, daß er noch Nachkommenschaft erhalten solle. Ja, die Götter bewogen den Wischnu, sich von den drei Frauen des Dasaratha gebären zu lassen, um den zehnköpfigen Riesenkönig Rawana aus dem Wege zu räumen, der auf der Insel Ceylon gegen die frommen Einsiedler wüthete. Der Gott erscheint dem König Dasaratha und reicht ihm eine Schale dar, aus welcher er seine drei Frauen trinken lassen soll, die erste die Hälfte, die zweite $^3/_8$, die dritte $^1/_8$ des Tranks. Darauf wird die erste die Mutter des Rama, die zweite des Lakschmana und die dritte des Bharata. Rama und Lakschmana werden in der Schule eines Einsiedlers zu frommen und tapfern Jünglingen herangebildet. Ersterer heirathet die Königstochter Sita, das Ideal zarter indischer Weiblichkeit. Nach Ajodhja zurückgekehrt, soll Rama König werden, allein der Vater hat seiner dritten Frau einst sein Wort gegeben, ihr irgend eine Bitte zu gewähren und nichts kann sie bewegen, jetzt von dem Verlangen abzustehen, daß ihr Sohn Bharata den Thron besteigen und Rama auf 14 Jahre verbannt werden solle. Rama selbst hält es für seine Pflicht, den Vater vor dem Bruch seines Versprechens zu bewahren und erwählt mit seiner treuen Sita das Leben der Wald-Einsiedler, das in zärtlicher Bruderliebe auch Lakschmana theilt. Selbst als nach dem bald darauf erfolgten Tode des Vaters Lakschmana bereit ist, auf die Krone zu verzichten, weigert sich Rama, vor Ablauf seiner Verbannungszeit nach Ajodhja zurückzukehren. Aber es gibt

für ihn in den Wäldern des Dekhan, wohin er sich gewendet hat, noch andres zu thun, als dem höchsten Wesen nachzusinnen; er erhält Bogen und Schwert des Indra, um die dort hausenden Unholde zu tödten. Darüber erwacht der Zorn ihres Königs Rawana; er sinnt auf Rache und entführt Sita mit Gewalt in seine Residenz auf Ceylon. Während sie ihm schreiend und wehklagend durch die Lüfte folgt, sieht sie fünf Affen auf dem Berg Rischamukha sitzen und wirft ihnen ihren Schmuck zu in der Hoffnung, er werde auf irgend eine Weise den Weg zu Rama finden und demselben zu einer Spur ihres Aufenthalts verhelfen. Die Affen übergeben den Schmuck ihrem König Sugriwa. Zu diesem kommen Rama und Lakschmana bei ihren Nachforschungen. Sugriwa sendet seine Truppen nach den vier Weltgegenden aus, um Sita zu suchen. Der Befehlshaber der Südarmee, Hanuman, erkundet, daß sie von Rawana nach Ceylon gebracht worden ist. Mit einem gewaltigen Sprung setzt er über die Meerenge, denn als Sohn des Windes besitzt er übernatürliche Kraft. Er findet Sita in einem Lustgarten bei Rawanas Palast und fordert als Gesandter des Königs Sugriwa ihre Auslieferung. Der erzürnte Rawana läßt im Aerger darüber Hanumans Schwanz anzünden, dieser aber hüpft mit seinem brennenden Schwanz auf den Dächern herum und äschert dadurch die Stadt ein. Nachdem er sich versichert hat, daß Sita in dem Brande nicht umgekommen ist, macht er wieder seinen Sprung auf das Festland und überbringt dem Sugriwa die Nachricht. Nun wird ein mächtiges Heer von Affen und Bären gegen die Rakschase in Ceylon aufgeboten. Hanuman übernimmt es, eine Brücke auf die bisher unangreifbare Insel zu bauen, indem er 10 Berge herbeischleppt, deren jeder 9 Stunden breit ist. Drei davon trägt er auf dem Kopf, zwei auf den Schultern, zwei auf den Händen, zwei auf den Füßen und einen auf der Spitze seines Schwanzes. Es entspinnt sich ein furchtbarer Kampf, in dem Rama's Heer beinahe ganz aufgerieben wird. Da erklärt im versammelten Kriegsrath ein alter Weiser, es wachse auf der Spitze des Himalaja ein Wunderkraut, durch das alle Verwundeten wieder geheilt, ja sogar die Todten ins Leben zurückgerufen werden könnten, wenn dasselbe noch vor dem andern Morgen herbeigeschafft würde. Flugs erbietet sich General Hanuman zu der mehr als 800stündigen Reise. Nach Abenteuern und Heldenthaten, vor denen auch unsre buntesten Märchen erbleichen, bringt er das Kraut wirklich herbei, und alle Todten und Verwundeten werden wieder

lebendig und heil. Am siebten Tag erliegt endlich Rawana den Geschossen des Rama, und nachdem Sita durch die Feuerprobe bewiesen hat, daß sie ihrem Gatten auch im Palast des Räubers treu geblieben ist, kehrt Rama mit ihr nach Ajodhja zurück; Bharata tritt ihm die Herrschaft ab, er bringt 100 Pferdeopfer dar und lebt noch viele Jahre in Glück und Freude. Hanuman's Großthaten wegen aber gelten bis auf den heutigen Tag dem Hindu die Affen für so heilig und unverletzlich, daß ihre Frechheit in manchen Städten jeden Begriff übersteigt. Nicht nur stehlen sie den Obstverkäufern ihre Früchte (siehe Abb.), sie nehmen auch die zum Trocknen ausgebreiteten

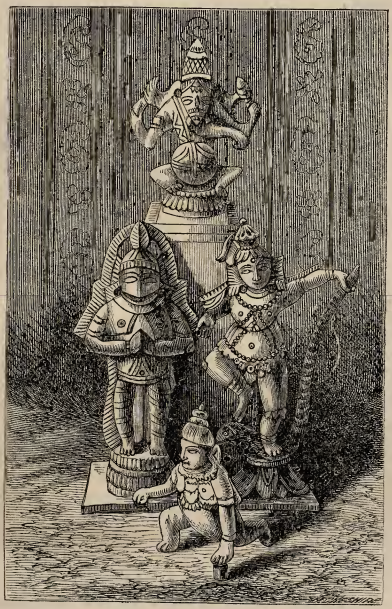
Ein heiliger Affe.

Kleider fort und ziehen sie entweder gravitätisch selber an oder reißen sie in Stücke, ohne daß ihnen jemand zu wehren wagt. An einem Orte waren sie einmal so zahlreich und lästig geworden, daß ein englischer Beamter den Befehl ertheilte, sie zu vertilgen; die Eingebornen aber sammelten eine Summe Geldes, bauten ein großes Käfig, fiengen die Affen ein und schickten sie mit Geschenken an Früchten unter Pfeifen und Trommelschall in die nahen Wälder, wo sie nach Belieben umherschweifen konnten.

Wischnu's in dem der vorchristlichen Zeitrechnung angehörigen Heldengedicht Mahabharata zuerst erwähnte, und in den weit in unser Mittelalter herabreichenden, nicht blos in der Sanskritsprache

geschriebenen Puranas am mannigfaltigsten behandelte achte Inkarnation als Krischna bezweckte die Ueberwindung des Königs Kansa von Mathura, eines dem König Rawana von Ceylon an Macht und Tücke ähnlichen Tyrannen. In Krischna's Kindheitsgeschichte erinnern einzelne Züge auffallend an die unsres Herrn. Wie das Jesuskindlein wird er von seinem Pflegevater nur durch die Flucht den Nachstellungen eines Königs entzogen, der einer alten Weissagung zufolge für seinen Thron zittert und als ein indischer Herodes alle Säuglinge der Umgegend ermorden läßt. Später erlegt Krischna einmal, durch einen Fluß watend, eine ungeheure Schlange, welche das Wasser vergiftet hatte, deßhalb sieht man ihn oft im Kampf mit dem um seinen Leib gewundenen Ungeheuer dargestellt, dem er mit der rechten Ferse den Kopf zertritt. Damit hört aber jede Aehnlichkeit auf, denn im Uebrigen ist Krischna's ganze Geschichte nur eine Kette von losen Streichen und Schlechtigkeiten jeder Art. Gerade dieser Ausbund von Muthwillen, Gewissenlosigkeit und Lüderlichkeit aber ist der Lieblingsgott des indischen Volkes geworden. Ihm huldigen Millionen und aber Millionen, und durch die ganze Länge und Breite des Landes erzählt Mann und Weib, Alt und Jung ohne Erröthen seine schamlosen Thaten. Keiner, der dieselben wörtlich nimmt, leugnet, daß wenn ein bloßer Mensch alles das gethan hätte, was man Krischna zuschreibt, er ein Gegenstand des Abscheu's wäre; aber Krischna war ja ein Gott und konnte nicht sündigen, also sind seine Ausschweifungen nur Beweise seiner Freiheit und Macht! Andre dagegen sehen in den anstößigsten der von ihm erzählten Dinge nur geistreiche Sinnbilder tief mystischer Geheimnisse. Dieß macht es wenigstens einigermaßen begreiflich, wie in einer Glanzperiode südindischer Dichtung diesem Gott von einer Innigkeit liebender Hingabe durchhauchte Lieder geweiht werden konnten, die kein Christ lesen oder hören kann ohne eine Anwandlung theils von Bewunderung, theils von Wehmuth, daß solcher Reichthum von Geist, Herz und Gemüth einer elenden Karrikatur des gottmenschlichen Erlösers und nicht diesem selbst zu Füßen gelegt sein soll von den Begabtesten unter einem begabten indischen Volke. (Die Abb. S. 33 zeigt uns unten den kleinen Butterstehler, rechts den Schlangentreter Krischna, links den Affengott Hanuman, seinen langen Schwanz wie eine Glorie um das Haupt gewunden und die Hände vor seinem Herrn Rama gefaltet, oben den elephantenköpfigen Gott Ganesa, dessen Bekanntschaft wir noch zu machen haben.)

Als Wischnus nicht allgemein anerkannte neunte Incarnation wird Buddha genannt, wahrscheinlich in Folge eines Kompromisses, durch welchen die Brahmanen eine Aussöhnung mit dessen zahlreichen Anhängern anbahnen wollten.



Krischna, Hanuman und Ganesa.

Die noch zukünftige zehnte Inkarnation Wischnus soll erst stattfinden, wenn allenthalben Ungerechtigkeit und Geldgier regiert und das höchste Lebensalter eines Menschen nur noch 23 Jahre beträgt. Dann wird er der ganzen jetzigen Weltordnung ein Ende machen, um wieder ein Zeitalter des Friedens und der Unschuld heraufzuführen.

Als Gattin hat man Wischnu Lakschmi, die Spenderin des zeitlichen Glücks, namentlich des Erntesegens beigesellt, der die fruchtbare, nahrungspendende Kuh geheiligt ist. Sein Symbol ist der Dreizack; seine Anhänger heißen Waischnawas und tragen als Zeichen drei senkrechte Linien auf der Stirne. So hervorragend aber in den Heldengedichten und später in den Puranas Wischnus allezeit hilfreiche, der mannigfachsten Verwandlungen fähige Gestalt ist, hat dieser

Indische Büßer.

Gott in der Verehrung des Volks doch einen gewaltigen Nebenbuhler an dem finstern, strengen Siwa, welchem im Süden von Indien die große Mehrzahl, im Norden wenigstens ein bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung anhängt.

Dargestellt wird Siwa bald auf einem Stier reitend, bald in Nachdenken versunken auf einem Berge sitzend, eine Kette von Menschenschädeln um den Hals, einen Rosenkranz von Menschenschädeln in der Hand und das Haar von auf seinen Hals herabfallenden Schlangen

umringelt. Seine Ansprüche an den Menschen sind ganz andrer Art, als die Wischnus; er verlangt nicht Liebe, sondern Furcht, nicht Glauben, sondern Werke; ein möglichst großes Maß freiwilliger Selbstpeinigungen ist seine Lust (S. 34). Einen Arm in die Höhe halten, bis er verdorrt, das Auge auf die glühende Mittagssonne richten, bis es erblindet, sich an einem durch den Rücken gezogenen Hacken hin- und herschwingen zu lassen, oder sich von einem Gerüst herab auf ein mit Eisenspitzen besetztes Bett werfen, sind ihm wohl-

Indischer Büßer.

gefällige Handlungen (s. Abb.). Wirklich sittliche Anforderungen aber macht auch Siwa nicht. Wie könnte er das, nach dem Beispiel, das er selbst gegeben? Die zügellosesten Wollust und andre Laster vertragen sich in seinem Dienst recht wohl mit den ausgesuchtesten Selbstqualen, denn grausame Selbstpeinigungen und abscheuliche Ausschweifungen sind auch in seiner eignen Geschichte gepaart. Einmal z. B. hieb Siwa im Rausch seinem Söhnlein Ganesa und einem Elephanten den Kopf ab. Als er, noch immer trunken, das Unheil

wieder gut machen wollte, vergriff er sich und setzte Ganesa den Elephantenkopf auf. Aendern ließ sich das hintennach nicht mehr, aber das that nichts, weil mit dem Elephantenkopf auch die ganze Elephantenklugheit auf Ganesa übergieng, so daß wenigstens in Südindien man nun zu jedem Studium und zu jedem Unternehmen die Hilfe des Schwierigkeitswegräumers Ganesa zu erbitten pflegt.

Siwa ist ein starker Gott, der keine menschliche Gestalt anzunehmen braucht, um himmlische Waffen oder Kindersegen oder was man sonst von ihm bittet zu verleihen. Seine Wirksamkeit ist überhaupt weniger eine erlösende und erhaltende, als vielmehr eine schöpferische, die aber allerdings auch Altes zerstört, indem sie Neues schafft. An seine Zeugungskraft erinnert das Symbol, unter dem er vielfach verehrt wird. Es ist dieß das Lingam, ein mit unsagbar schmutzigen Bildern und Inschriften bedeckter cylinderförmiger Stein, der in den Siwa geweihten Tempeln aufgestellt ist und ganz klein von vielen seiner Anhänger auch in einem Büchschen als Amulett getragen wird. Siwas Anhänger heißen Saiwas und haben als Zeichen drei wagrechte Striche auf Stirn und Armen. Viele der sich seinem Dienste weihenden Büßer (die sogenannten indischen Fakirs), die sich für Nachfolger der alten Sanyasis ausgeben und unter verschiedenen Namen das Land durchziehen, sind Gaukler, Wahrsager und Zauberer der schlimmsten Art, deren einziger Zweck es ist, das Volk in Verwunderung zu setzen und um sein Geld zu betrügen. Im Allgemeinen gelten sie für die schmutzigsten, unwissendsten und fanatischsten Hindus, doch verirrt sich unter sie manchmal auch ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung (S. 37). Ein noch schrecklicheres Wesen als Siwa selbst ist seine Gemahlin, und doch hat gerade sie die meisten Verehrer gefunden, denn ist sie nicht die Allerstärkste? Sie führt die Namen Parwati, Kali und Durga und wird in verschiedenen Gestalten abgebildet: bald als ein schönes, zorniges, auf einem Tiger reitendes Weib; bald mit einem greulichen Eberkopf, von Schlangen umringelt und im Begriff, ein ihr zum Opfer dargebrachtes Kind zu verschlingen; bald schwarz wie die Nacht, eine Kette von Menschenschädeln um den Hals, ein Schwert in der einen und ein abgehauenes Menschenhaupt in der andern Hand, mit weit heraushängender Zunge auf ihrem auf dem Boden liegenden Mann herumtanzend. Diebe und Mörder beten sie an, und für Hunde und Vögel fällt bei ihr immer etwas ab (S. 38). Sie ist die Cholera- und Pockengöttin, überhaupt die

Göttin der Epidemieen, darum schmeichelt man ihr, ruft ihr Mutter! und stellt ihr Bild an allen Orten und Enden auf. Von dieser gräßlichen Göttin sagen die Puranas: „Das Blut eines Tigers ergötzt

Indischer Fakir.

sie zehn Jahre, das Blut eines Menschen aber tausend Jahre. Opfert einer ihrer Anbeter ihr von seinem eigenen Blut, so ist sie entzückt; schneidet er ein Stück Fleisch aus seinem Leibe und bringt es ihr zum Opfer dar, so übersteigt ihr Wonnegefühl alle Beschreibung."

Da Siwa hauptsächlich im Dekhan, und Kali besonders in

Bengalen verehrt wird, liegt der Gedanke nahe, der gesammte Siwaismus sei vielleicht nur ein dem Dämonendienst der dravidischen Urbevölkerung entnommenes und dem Hinduismus aufgepfropftes Reis. Jedenfalls ist die bekannte indische Trimurti, in welcher Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter und Siwa als Zerstörer erscheint, erst ein späterer philosophischer Versuch, Wischnuismus und

Kali.

Siwaismus in Einklang zu bringen und der alt-wedischen Dreiheit: Licht, Luft und Feuer anzupassen. In der Verehrung des Volks hat Brahma selbst kaum eine Stelle gefunden. Man sieht ihn wohl auf einer Gans reitend dargestellt mit 4 Köpfen, die ihn wahrscheinlich als Herrn über die vier Weltgegenden bezeichnen sollen, in einer seiner 4 Hände einen Stab, in einer andern einen Almosenteller haltend (Abb. S. 39), sein einziges Heiligthum in ganz Indien ist

aber der ihm geweihte Tempel in dem heiligen Teich Pokhara bei Abschmir. Etwas mehr Verehrung als Brahma genießt dessen Gemahlin Saraswati (die Wasserbegabte), die Göttin aller schönen Künste. Ihr wird jährlich ein Fest gefeiert, an welchem ihr die Schulkinder allerlei Früchte zum Opfer bringen und sie um Verstand zur Erlernung nützlicher Künste bitten.

Fast ein Jahrtausend lang behauptete sich in Indien der Buddhis-

mus als mächtiger Nebenbuhler des Brahmanismus, mehr und mehr aber stahl ihm der Wischnuismus die Herzen, während der Siwaismus ihm zuletzt blutige Verfolgungen entgegensetzte, die mit seiner Verdrängung endeten. Nur in Nepal bestand der Buddhismus fort; spurlos ist er indeß auch aus dem übrigen Indien nicht verschwunden, denn einmal lebt er in der ihm verwandten Sekte der Dschainas im westlichen Dekhan bis heute fort, sodann ist auch in der dem neueren Hinduismus eigenen Achtung des thierischen Lebens, wie in verschiedenen mönchsartigen Verbrüderungen brahmanischer Weltentsager sein Einfluß unverkennbar.

Stolzer als je erhoben nach der Verdrängung des Buddhismus die Brahmanen das Haupt, doch nicht lange sollten sie sich ungestört ihres Sieges freuen, denn schon nahten die muhammedanischen Dränger. Wie aber gerade durch die Berührung mit dem Islam in mancher redlichen Heidenseele das sehnende Verlangen nach der Erkenntniß des Einen wahren Gottes neu angefacht wurde, beweist eine lange Reihe der je und je unter den Hindu's aufgestandenen Reformatoren, von denen die meisten freilich mit ihren Neuerungen nicht durchgedrungen sind oder nur in engem Kreise Anklang gefunden haben, während andere sich nach vergeblichen Anstrengungen damit begnügten, ihre Gedanken in Versen niederzulegen und den Unverstand der Menge in stiller Einsamkeit zu beklagen. Diese nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden sind Gott sei Dank auch heute noch nicht ausgestorben in Indien, und aus ihrer Zahl stammen die edelsten Bekehrten der Mission; die Massen aber versanken unter dem Pesthauch der in den Puranas neu aufkommenden Volksliteratur in einen immer tieferen sittlichen Sumpf und in ein sich zuletzt kaum noch über den Fetischismus erhebendes System groben Götzendienstes.

3. Früchte der Abgötterei.

Fragt man einen Hindu nach der Zahl seiner Götter, so ist die gewöhnliche Antwort: 330 Millionen. Die Hauptgestalten dieses Pantheons bilden allerdings die Götterfamilien Wischnus und Siwas, neben ihnen sind aber nicht nur die großartigen Naturerscheinungen und gewaltigen Himmelskräfte, in denen die göttliche Majestät sich offenbart, Gegenstände religiöser Huldigung, sondern es gibt nichts, rein nichts in der sichtbaren und unsichtbaren Welt außer dem lebendigen Gott, das in Indien nicht seine Anbeter hätte. Felsen und

Steinen, Bäumen, Teichen und Flüssen, nützlichen und schädlichen Thieren, durch irgend eine hervorragende Eigenschaft, sei es Tapferkeit, Frömmigkeit, Tugend oder Lasterhaftigkeit ausgezeichneten Menschen, einer Unzahl von Halbgöttern, die er sich als Bewohner der 7 obern und der 7 untern Welten denkt, Gespenstern und Kobolden, abgeschiedenen Geistern seiner Ahnen, ihnen allen räumt der Hindu einen Platz in seiner Verehrung ein. Ja, seinen eignen Geräthschaften sogar bringt er seine Huldigung dar und es besteht ein eigenes Fest der „Waffenanbetung", bei dem der Gelehrte seine Bücher aufhäuft, der Artillerist seine Kanone bekränzt, der Arbeiter seine Werkzeuge zusammenbringt u. s. w., ihnen Blumen und Reis vorstellt und sie bittet, ihn auch im künftigen Jahr zu ernähren.

Kein Hindu betet aber alle Götter des indischen Pantheons zumal an, sondern jeder erwählt sich einen oder einige, denen er besondere Verehrung zollt. Ihre nur etliche Zoll hohen thönernen Bilder pflegt er in seiner Wohnung aufzustellen, um ihnen täglich den Tribut seiner Andacht darzubringen. Manche begnügen sich damit, sich vor dem Götzen zu verneigen, ihn mit der Stirn zu berühren und Reis und Blumen in seinen Schrein zu legen; Andre dagegen widmen seiner Verehrung täglich eine Stunde, indem sie vor ihn hinsitzen, ihn zu wiederholten Malen mit Gangeswasser besprengen, ihm Blumen, Früchte und Süßigkeiten darbringen und bei jeder Abtheilung der vorgeschriebenen Ceremonien die dazu gehörigen unzusammenhängenden Worte murmeln. (S. 42). Wird eines dieser Worte vergessen oder nicht zu rechter Zeit gesagt, wird eine Blume zur Rechten statt zur Linken des Götzen niedergelegt, so gilt die ganze Pudscha (Verehrung) nichts. Welch' unglaubliche Mühe lassen sichs nicht viele Hindumütter kosten, schon ihre zarten Kindlein in all den Künsten zu unterrichten, durch welche sie das Wohlgefallen der Götter zu erwerben hoffen! Namentlich vor Kalis grausiger Gestalt lehren sie in Bengalen frühe schon ihre Kleinen sich beugen, um in ihnen einen heilsamen Schrecken vor der blutdürstigen Göttin zu wecken, und wahr ist's, daß Kinder, die schon in ihren ersten Jahren mit ihr bekannt gemacht worden sind, sich ihr Lebenlang kaum der Angst vor ihr erwehren können.

Auch in den Tempeln empfängt der Gott jeden Morgen und Abend sein Opfer. Die heilige Lampe wird geschmückt; einige Tropfen Oel und geschmolzene Butter werden auf den Gott gesprengt, dann naht der Andächtige mit seinen aus Früchten, Blumen, geschmolzener

Butter, Reis oder Kleidern, Geld, Juwelen und kostbaren Metallen bestehenden Opfergaben. Der Priester webt die Gabe vor dem Götzen, wandelt mit derselben um das Bild herum, nimmt einen Theil da-

Ein seine Andacht verrichtender Brahmane.

von für sich und gibt das übrige zurück. Mittlerweile steht der Opfernde gebückt und die flachen Hände vor die Stirne haltend da und murmelt die Namen des Gottes oder irgend eine Gebetsformel, wenn er sich nicht anbetend zur Erde niederwirft. Beim Abendopfer ist es gewöhnlich, daß mit einer Glocke geläutet wird; dann sammeln sich die Musikanten und Tempeldirnen und spielen, tanzen und singen vor dem Gott bis in die Nacht hinein.

Jeder Gott hat sein jährliches Fest oder seine je nach seiner Würde und Macht längere oder kürzere Zeit währende Mela. Nicht selten dauert ein solches Götzenfest acht, zehn oder vierzehn Tage, aber nie hat es einen ausschließlich religiösen Charakter, sondern es verbindet sich damit immer eine Art Jahrmarkt mit seinen Beigaben von Volksbelustigungen aller Art. Auf einem schwerfälligen, thurmähnlichen hölzernen Wagen, der in mehreren terrassenförmigen Stockwerken emporsteigt und auf vier kolossalen Rädern ruht, wird an solchen Tagen der Götze im Triumph umhergeführt. Lassen wir uns von einem südindischen Missionar solch einen Festzug schildern.

„Als wir gegen Abend durch das östliche Thor der Stadt ein-

traten, begegnete uns eben eine prunkvolle Procession. Voraus zog eine Musikbande; dann kam ein Zug von Hindufrauen, die ihre eigne Kunst und die Schätze ihrer Männer erschöpft zu haben schienen, um sich möglichst glänzend zu schmücken. Sie schimmerten von Gold und Geschmeide, und während sie einherschritten, tönten ihre Fußgelenke von den silbernen Glöcklein und Ringen, mit denen sie bedeckt waren. Ihre Wangen waren mit Saffran, ihre Zähne mit Zinnober gefärbt, um ihre dunkeln Augen waren schwarze Ringe gezogen. Jede von ihnen trug auf den flachen Händen zwei Gefäße, worauf in geschmackvoller Weise Früchte aller Art, Bananen, Mango's, Ananas, Granatäpfel, Limonen, Orangen und Büschel der heiligen Minze (Tulasi) aufgehäuft waren. Vor ihnen her breitete ein Mann Umwurfkleider von Seidezeug auf den Boden, wie sie von vornehmen Frauen in Indien getragen zu werden pflegen, und auf diesen Stoffen wandelten sie den ganzen Weg bis zum Tempel, etwa eine Viertelstunde weit, um so in gebührender Ehrfurcht sich dem erhabenen Gotte zu nahen." (S. 44).

„Mit Einbruch der Nacht bedeckten dichte Volksmassen den ganzen Platz vor dem Tempel. Unzählige Fackeln warfen ihren Widerschein auf die dunkeln Gesichter und bunten Gewänder der dichtgedrängten Menge. Jetzt trat eine Musikbande aus dem Tempel, begleitet von weithin leuchtenden Fackeln und einer Truppe mit Juwelen geschmückter tanzender Tempeldirnen. Priester und reiche, angesehene Festbesucher folgten; hinter ihnen erschien, getragen auf den Schultern etlicher Männer, eine reich mit Teppichen bedeckte und von einem prächtigen Baldachin überschattete Tragbare, auf welcher der Gott saß. Zu beiden Seiten giengen Männer mit großen Fächern, die in steter Bewegung waren, um den Gott gegen Staub und Fliegen zu schützen. Der Zug bewegte sich langsam und ehrfurchtsvoll vorwärts. In wenigen Minuten befand sich der Gott auf seinem erhabenen Wagenthron. Sobald die Volksmenge dieß wahrnahm, faßte sie die beiden Seile am Vordertheil des Wagens und stellte sich in zwei langen Reihen auf, zwischen denen ein 3—4 Ellen breiter Mittelraum offen blieb. In diesem Zwischenraum nahmen die Musikanten und Tempeldirnen ihren Platz. Es war wirklich ein imposanter Anblick. Geisterhaft ragte mitten im Glanz der unzähligen Fackeln der Wagen mit seinen in den Lüften flatternden Fähnlein und den seltsamen Figuren, die auf den Terrassen angebracht waren, aus der Volksmenge empor. Plötzlich ertönte eine ohrzerreißende Musik, der Tanz der Mädchen

Procession bei einem indischen Götzenfest.

begann, die Menge an den Seilen stieß einen lauten Ruf aus und stemmte sich kräftig an, um zu ziehen. Noch ein Augenblick, und die schwerfällige Masse des Wagens zitterte, krachte, schwankte und bewegte sich ächzend vorwärts. In diesem Moment erhob sich vom Wagen an bis an die äußersten Enden der dichtgedrängten Menge der laute und immer mächtiger anschwellende Ruf: Swami! Swami!

(Gott! Gott!) Tausend und aber tausend Stimmen erhoben sich wie großes Wasserrauschen, tausend und aber tausend Häupter beugten sich tief und anbetend zur Erde. Dann ergoß sich von allen Seiten ein wahrer Platzregen von Bananen auf den Wagen und glücklich derjenige, der von den anprallenden und wieder zurückfallenden Früchten, die durch die Berührung des Wagens geheiligt waren, eine zu erhaschen vermochte! Ein Zug von Wahnsinnigen könnte kaum einen entsetzlicheren Eindruck machen, als dieser Anblick es that."

Am berüchtigtsten unter allen indischen Götzenfesten ist durch die damit verknüpften blutigen Greuel und schamlosen Ausschweifungen Dschagannaths Wagenfest geworden. Ueber die Entstehung dieses häßlichen Götzen selbst erzählen die Puranas: Als einmal Krischna in der Gestalt eines Vogels durch die Lüfte flog, traf ihn der Pfeil eines Jägers. Der Gott fiel herab und starb unter einem Baum, wo ihn der Jäger liegen ließ. Etliche fromme Pilger sammelten sorgfältig die Gebeine und brachten sie den Priestern. Als der König des Landes dieß hörte, bat er die Götter, sie möchten ihm doch aus ihrer Mitte einen tüchtigen Künstler senden, damit er ein des gestorbenen Gottes würdiges Bild verfertige. Sie schickten ihm ihren Baumeister, der aber zur Bedingung machte, daß man ihn ungestört arbeiten lasse. Allein der ungeduldige Radscha unterbrach ihn nach vierzehn Tagen, als der arme „Herr der Welt" noch keine Hände und Füße hatte. Der erzürnte Baumeister ließ sein Werk unvollendet stehen, und so blieb der mißgestaltete Klumpen wie er war. — Der Radscha aber legte die Gebeine des Gottes hinein, baute ihm einen prächtigen Tempel zu Puri, und bald strömten aus ganz Indien Pilger herbei, um zu dem neuen Gott zu wallfahrten, sich an seinem Festtag an seinen Wagen zu spannen, oder sich gar von dessen Rädern zermalmen zu lassen.

Siwa oder Mahadeo (der große Gott) ist ein Gegenstand besonderer Huldigung von Seiten der indischen Frauen, weil sie von ihm das höchste der Güter — Kindersegen — erlangen und ihn hernach für ihre Lieblinge günstig stimmen möchten. Will jemand Siwa eine besondere Gunst abnöthigen, so thut er das Gelübde, ihm einen jungen Stier zu weihen. Das Thier wird in den Tempel gebracht, wo ein Brahmane es mit Gangeswasser besprengt und einige Mantras darüber spricht, durch welche der Gott bewogen wird, in ihm Wohnung zu nehmen. Von diesem Augenblick an ist der Stier kein Thier mehr, sondern eine Verkörperung Siwa's auf Erden, der jedermann

Verehrung beweist und aus dem Wege geht (s. Abb.). Es ist schon vorgekommen, daß ein solcher Brahmanenstier ein armes Marktweib, das ihn von ihrem Korbe zurückstoßen wollte, wüthend auf die Hörner faßte, emporschleuderte und auf der Stelle tödtete; kein Mensch hat sich aber berufen gefühlt, ihn daran zu hindern oder dem Weibe zu Hilfe zu springen. Manchmal gerathen auch zwei Brahmanenstiere mit einander in Streit und machen die Straße für Jedermann un-

Ein heiliger Stier.

gangbar, bis sich der Sieg entschieden hat. Namentlich in Benares fühlen diese Thiere sich so daheim, daß sie die Treppen der Häuser hinaufsteigen, in allen Winkeln herumstöbern und am Ende gar von den flachen Dächern auf das Gewühl der Straßen herabschauen. Eines Tages war ein solcher Gott in den Hof eines englischen Offiziers gedrungen, hatte die Gartenthüre eingestoßen und machte sichs nun bequem in den Blumen- und Gemüsebeeten. Der Offizier nahm sein

Gewehr, um nach dem ungebetenen Gast zu zielen, da warf sich sein Knecht zwischen ihn und den Stier und rief: „Schießen Sie auf mich, aber lassen Sie diesen gehen."

Die gräßlichen Selbstpeinigungen, denen sich Siwas Verehrer einst öffentlich zu unterziehen pflegten, sind jetzt von der englischen Regierung verboten; über Kali's blutigen Dienst aber schrieb noch im J. 1856 ein Missionar aus einer der Vorstädte Kalkutta's: „Dicht vor dem Götzenschrein waren verschiedene Männer aufgestellt, welche eiserne Pflöcke, Stäbe und Ruthen trugen. Einem Mann wurden zwei eiserne Stäbe durch die Seiten gezogen; einem Andern wurde die Zunge durchbohrt und durch die Oeffnung eine lebende Schlange gesteckt; einem Dritten wurde der Arm durchstochen und ein eiserner Stab in die Oeffnung geschoben; ein Vierter hatte einen eisernen Stab in seiner Zunge stecken. Lange gieng so das Werk der Grausamkeit fort: eine Gruppe nach der andern, je aus 10—12 Personen bestehend, trat auf und unterwarf sich der gräßlichen Operation. Doch setzen nur die Geringsten im Volk sich diesen Foltern aus; Leute aus den höhern Ständen sind zwar als Zuschauer dabei und billigen stillschweigend, was vorgeht, aber solche Qualen selbst auszuhalten, haben sie keine Lust. Alle jene Gruppen stellten sich endlich auf einer erhöhten Plattform dem Götzenbild gegenüber auf. Dann begannen die Opfer. Einer Anzahl Ziegen wurden die Köpfe abgeschlagen und der Hof mit Blut überschwemmt. Der zubereitete Weihrauch wurde aufs Feuer geworfen, und während Rauch und Flammen emporstiegen, hub die verwirrte Musik schmetternder Instrumente an. Jetzt begannen die Selbstpeiniger ihre Bewegungen; Ruthen, Stäbe, Pflöcke, Stricke, Schlangen wurden in den zerfleischten Gliedern hin- und hergezogen, bis der Blutstrom, der die Göttin ergötzen sollte, auf's Neue floß (S. 48). Der Volkshaufen wurde ganz toll vor Aufregung, und es erhob sich ein ohrbetäubendes Geschrei: „Sieg der Kali!" Worte vermögen nicht den unheimlichen Eindruck dieser grausen Scene zu schildern." Die gräßlichen Auftritte und der Höllenlärm, von dem die ersten bengalischen Missionare in nächster Nähe Zeugen waren, machen die schwarzen Farben, in welchen sie den indischen Götzendienst schildern, in der That wohl begreiflich.

Früher wurden der Kali Kinder geopfert, jetzt muß sie sich schon lange mit dem Blut von Ziegen begnügen. Aber nicht nur die mordlustige Kali, selbst die holde Ganga, die nach den Schastras

Kali's Dienst bei Kalkutta.

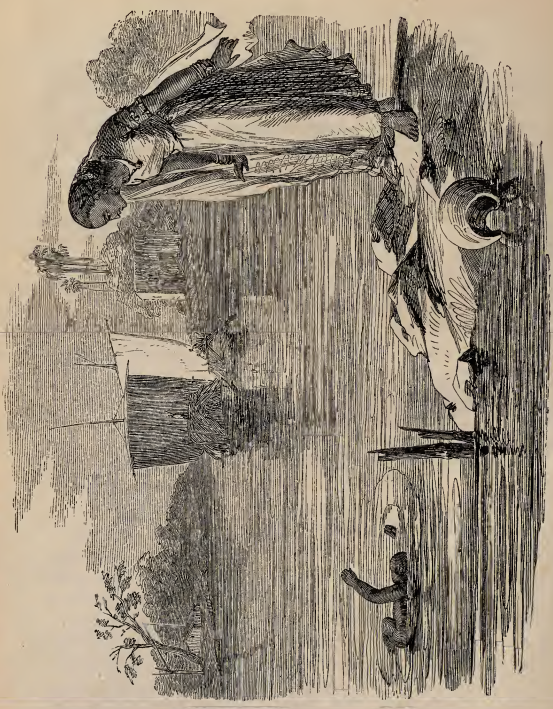
sich bewegen ließ, vom Himmel herniederzusteigen, um alle Sünden der in ihr Untertauchenden abzuwaschen, verschlang einst unzählige Opfer.

Eines der verdienstlichsten Werke, die ein frommer Hindu vollbringen kann, ist, den heiligen Strom von seinen eisigen Quellen im Himalaja bis hinab nach Ganga Sagär, wo sich der Hugly-Arm ins Meer ergießt, und von da auf der entgegengesetzten Seite wieder zurück nach Gangotri zu begleiten, denn auch seine Ufer sind

geweihter Boden. Es ist das ein Weg von zweimal 860 Stunden und wird zu Fuß gerade in drei Jahren zurückgelegt. Diese Wanderung können natürlich nur Wenige unternehmen: dagegen gibt es einige vorzugsweise heilige Stellen am Ganges, an denen alljährlich Hunderttausende von Pilgern zusammenströmen, und von wo sie von dem heiligen Wasser in die entfernteste Heimat tragen. Es sind dieß Hardwar, Allahabad, Benares und Ganga Sagar. Eine besonders großartige „Mela" mit einem der belebtesten Märkte Indiens, auf dem das Auge über endlose Schaaren von Menschen und Thieren aus allen Ländern von Turan bis Benares hinschweift, findet alle zwölf Jahre in Hardwar statt. Reiter auf Elephanten, Kamelen, Büffeln und Pferden, Reisende in jeder Art von Wägen und Karren, auch Fußgänger jeden Alters und Geschlechts bedecken dann die Straßen. An dem zum Badeplatz hinabführenden Ghat aber drängen sich namentlich zu den Stunden, in welchen die Abwaschung für besonders wirksam gilt, so gewaltige Volkshaufen zusammen, daß ernste Gefahren des Ertrinkens entstehen.

Kleiner ist das alljährlich auf der sonst nur von Tigern bewohnten Insel Sagar gefeierte Badefest. In der Nähe eines rohen, unbedeutenden Tempels sieht man dort Haufen von Weibern einem schlammigen Teiche zueilen. Sie tauchen auf den Grund des seichten, schmutzigen Wassers und holen kleine Kiesel- und Backsteinstücke herauf, die sie als kostbare Andenken bewahren, weil sie sich einbilden, sie werden durch dieselben Kindersegen bekommen. Einst aber ertönte hier am südlichen Ende der Mela durch den Lärm der barbarischen Musik, welche die Luft erfüllte, der rauhe, eintönige Schall der Muschel und die Trauerklage der Pilgerinnen, die hieher gekommen waren, ihr jüngstes Kindlein zu opfern. Der Göttin Ganga pflegten nämlich bengalische Mütter zuweilen ein erst gehofftes Kind zu weihen, um dadurch in schweren Krankheitsfällen das Leben eines ihrer Lieblinge zu erkaufen. Dieses Gelübde nicht zu erfüllen, hätte nach der Drohung der Priester den Fluch der Göttin nicht auf die wortbrüchige Mutter, sondern auf den wiedergeschenkten Sohn herabgezogen, und so blieb dem gequälten Mutterherzen nichts übrig, als voll unsäglichen Jammers ihren Säugling ins Wasser zu schleudern, den hungrigen Krokodilen zur Beute. (S. 50.)

Sein Leben in den beseligenden Fluten der Ganga zu enden, scheint jedem von fernher gekommenen Pilger ein so beneidenswerthes Loos, daß in Benares wie in Allahabad früher Viele freiwillig den



In Ganga Sagar.

Tod suchten. Festlich geschmückt ließ in Benares derjenige, welcher diesen Entschluß gefaßt hatte, sich von seinen Freunden in die Mitte des Stromes rudern und stieg dann, mit leeren Krügen behängt, in das Wasser hinab. Drüben am Ufer aber murmelte der Priester seine Gebete, während die sich allmählich füllenden Gefäße den Ertrinkenden in die Tiefe zogen. Und noch immer gilt es bei allen in der Nähe des Ganges Wohnenden für die erste Liebespflicht, die

Ein am Ganges sterbender Hindu.

man einem Sterbenden schuldet, ihn ans Ufer des Stromes hinauszubringen, damit sein brechender Blick auf dem heiligen Flusse ruhe. Man wartet damit gewöhnlich, bis man den Sterbenden sehr nahe bei seinem Ende glaubt, denn ist er einmal hinausgetragen, so darf ihm keine Nahrung mehr gereicht werden. Geschieht es je, daß einer sich wieder erholt, so fällt er der tiefsten Verachtung anheim als ein Auswürfling, den die Götter aufzunehmen verschmähten; seine ganze Familie zieht sich von ihm zurück, selbst der heilig gehaltene Brahmane wird zum gemeinen Bettler. Wohl möchte manchmal ein besorgtes Weib, das nach dem Tode des Gatten dem schweren Witwenloos entgegensieht, den Augenblick hinausschieben, da der Kranke auf sein hartes, kaltes Lager am Gangesufer gebracht wird, weil sie hofft, durch liebende Pflege könnte vielleicht das fliehende Leben noch gefristet werden; glaubt aber der älteste Sohn, dem die Sorge für die Seligkeit seiner Eltern obliegt, den rechten Augenblick hiezu gekommen, so vermag sie nichts dagegen, und im Nothfall hilft ein wenig heiliger Schlamm, der auf die Lippen des Sterbenden gelegt wird, sein Ende beschleunigen. (Siehe Abb.)

Doch genug. Unstreitig ist der Hinduismus das vollkommenste, gelungenste Lügensystem, das je der Teufel zur Verblendung wahrheitsbedürftiger Herzen ausgesonnen hat. In ihm findet sich alles vereinigt, was den höchsten wie den niedrigsten Bestrebungen, den

gemeinsten wie den edelsten Anlagen des gefallenen Menschen anregend, schmeichelhaft und erwünscht sein kann. Die Trägen und Stumpfen werden von ihm ihrem Schicksal überlassen, die Schlafenden nicht aufgeweckt. Die Wißbegierigen und Strebsamen dagegen finden in den verschiedenen philosophischen Schulen großartig angelegte Systeme, die gleich geeignet sind, nachdenkliche Geister einerseits zu beschäftigen und andrerseits einzuschläfern, da sie keine wirklich sittlichen Anforderungen an den Menschen stellen. Mehr poetisch und phantasiereich angelegten Gemüthern bieten die großen Heldengedichte und die Puranas einen unerschöpflichen Stoff zur Befriedigung ihrer Einbildungskraft. Die Abergläubischen und Werkheiligen werden durch lange Reihen nie endender Uebungen zu immer neuem Eifer getrieben, die Schaulustigen und Pompliebenden durch Götzenfeste, Tempelceremonien und allerlei äußeres Gepränge unterhalten; die Reichen und Ueppigen können für Geld sich den straflosen Genuß aller Weltseligkeit und die Anwartschaft auf überirdische Vergnügungen erkaufen. Wanderlustigen werden lange Pilgerreisen und Wallfahrten angerathen, Schwermüthige und mit der Welt Zerfallene werden in die Einsamkeit, Lebensüberdrüssige auf den Scheiterhaufen oder unter die Räder eines Götzenwagens geschickt; fürchtet man sich vor dem Tode, so wird man mit der Aussicht auf neue Geburten getröstet, und wer gerade aus diesem beständig sich umdrehenden Rad der Seelenwanderung ausgespannt zu werden sich sehnt, dem wird die Aussicht auf ein endliches Nirwana eröffnet. Aber der Gewappnete, der sich dieses gewaltige Bollwerk aufgerichtet und Jahrtausende ungestört darin geherrscht hat, sollte endlich einen Stärkeren über sich kommen sehen.

4. Missionsanfänge.

Kein Brite, sondern ein Schwede von Geburt und etliche Deutsche waren es, die den ersten Versuch wagten, Bengalen zu evangelisiren. Ein Jahr nach der Schlacht von Plasi, durch welche 1757 Oberst Clive den Grund zur englischen Macht in Indien gelegt hatte, traf der Hallische Missionar Kiernander in Kalkutta ein, wo der Eroberer Bengalens ihn — frei von der späteren Krämerpolitik der ostindischen Kompagnie — mit offenen Armen empfieng. Kiernander richtete eine Freischule ein und predigte in portugiesischer Sprache den Mischlingen der reißend schnell aus ihren Trümmern erstehenden Hauptstadt. Durch eine zweite Heirath ein reicher Mann geworden, erbaute er auf eigene Kosten eine Kirche, — die erste in diesem

Theile Indiens. Später aber gerieth er durch die Bürgschaft für einen liederlichen Sohn in solche Armuth, daß er sich (1787) vor seinen Gläubigern unter den Schutz der dänischen Flagge nach Serampur flüchten mußte. Voll ungelöschten Missionseifers entschlief er (1799) fast 90jährig im holländischen Tschinsura; sein Dienst aber hatte sich vorzugsweise auf die verachteten Halbeuropäer und Knechte beschränkt. Unter den Hindu's selbst suchten von 1777 an einige Sendboten der Brüdergemeinde in Serampur und Patna zu wirken, allein es scheint, sie vermochten der herrschenden Stimmung, welche alle Mission an einer so kompakten Masse uralter Civilisation für Unsinn erklärte, nicht ganz zu widerstehen und verloren den Muth, und da es überdieß für die älteren, hoffnungsvolleren Missionsgebiete der Brüdergemeinde an den nöthigen Arbeitern gebrach, wurden 1792 die in Bengalen Stehenden zurückgerufen. Dieser resignirte Standpunkt darf uns nicht allzusehr wundern; steigt doch auch heute noch dann und wann in diesem oder jenem Missionar der versuchliche Gedanke auf, Indiens Gnadenstunde habe noch nicht geschlagen, wenn er sich der geschlossenen dämonischen Macht gegenübergestellt sieht, die jedem Gedanken und jeder Lebensgewohnheit des Volks ihren Stempel aufgedrückt und überdies dem Christenthum zum Voraus die wichtigsten Ausdrücke in Beschlag genommen hat. Denn sprichst du zu dem Hindu von der heiligen Dreieinigkeit, so schwebt ihm gleich seine unheilige Dreigestalt vor; sprichst du von der Menschwerdung des Herrn, so fallen ihm die abenteuerlichen Inkarnationen seiner Götter ein; sprichst du von der Sünde, so denkt er an eine unterlassene Ceremonie; sprichst du von der Buße, so steht ihm ein brahmanischer Selbstpeiniger vor Augen; sprichst du von der Wiedergeburt, so schaudert's ihn, denn noch einmal wiedergeboren zu werden — vielleicht in Gestalt eines unsaubern Thiers — ist ihm ja das Uebel aller Uebel. Ohne Kampf gelingt es wohl nur den wenigsten Missionaren, zu allen Stunden mit gläubiger Einfalt und froher Zuversicht die Ueberzeugung festzuhalten: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, auch die Hindu's, ja gerade die Hindu's, selig zu machen." Wer das aber thut, wird mit wachsender Freudigkeit finden, in wie erstaunlich vielen Einzelheiten das Christenthum die Lücken ausfüllt, welche der Hinduismus übrig läßt, all das wahrhaftig gibt, was jener verspricht, und überhaupt als das Wesen alles dessen sich herausstellt, wovon der Hinduismus nur einen trügerischen Schatten besitzt.

Befremdend könnte es scheinen, wie spät erst das christliche England der ihm durch seine Seefahrer und Kaufleute erschlossenen Heidenwelt gegenüber sich seines Missionsberufs recht bewußt wurde, während aus der Universität Halle hervorgegangene deutsche Prediger des Evangeliums unter dem Protektorat des Dänenkönigs Friedrich IV. schon im Jahr 1706 ihre Arbeit in Südindien begannen und seit 1732 die Brüdergemeinde ihre Boten nach allen Himmelsgegenden aussandte, um Eskimos und Indianern, Negern und Hottentotten, Malaien und Hindus die in Jesu geoffenbarte Liebe Gottes zu verkünden, allein bei genauerer Betrachtung erklärt sich dieß einigermaßen. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatten einzelne geisterfüllte Briten wie Jo hn Eliot und eine Familie Mayhew eine Mission unter den Rothhäuten der nordamerikanischen Wildnisse begonnen und durch ihre Erfolge mächtiges Interesse in der Heimat erregt, in den politischen Stürmen aber, welche in den Jahren 1660 bis 1688 unter der Regierung der Stuarts hereinbrachen, schien alle Theilnahme für die Sache der Heidenbekehrung wieder erloschen zu ein. Doch bildete sich am Ende des 17. Jahrhunderts innerhalb der englischen Staatskirche eine „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß", die zwar zunächst ihre Thätigkeit vorzüglich auf die Heimat richtete, aus der aber dennoch im Jahr 1701 eine „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Welttheilen" hervorwuchs. Diese älteste Missionsgesellschaft der evangelischen Kirche war es, die von nun an die Indianermission in Amerika kräftig unterstützte, dann aber auch die neu entstandene deutsche Mission in Trankebar durch Hilfeleistungen aller Art zu fördern bemüht war. Ja, als später in Halle unter dem erkältenden Hauch des Rationalismus, der über ganz Deutschland hingieng, der Missionseifer zu ersterben drohte, da war es eben diese englische Gesellschaft, welche die Fortsetzung der Missionen auf dänisch-ostindischem Gebiet übernahm, die Aussendung deutscher Missionare dahin bestritt, Buchdruckerpressen nach Trankebar sandte und vieles that, was zur Förderung des Werks dienen konnte.

Vor Allem bedurfte indeß die englische Kirche selbst des Aufgerütteltwerdens aus der Erschlaffung und Freigeisterei, die auf die religiöse Ueberspannung in Cromwells Tagen gefolgt war. Unter ihren Bischöfen und Geistlichen waren zu Anfang des 18. Jahrhunderts nur wenig unweltlich gesinnte zu finden; auch die Universitäten befanden sich in einem so kläglichen Zustand, daß die jungen

Theologen sich viel eher mit Abrichten von Jagdhunden, Fuchshetzen, Pferderennen, Boxen, Angeln und andrem elenden Zeitvertreib abgaben, als mit ernster Vorbereitung auf ihr heiliges Amt. Die nöthige Weckstimme kam nicht lange nach der Entstehung der Ausbreitungsgesellschaft durch die erschütternden Predigten John Wesley's und Georg Whitefield's. Zwar erregte der ungeheure Erfolg ihrer gewaltigen Zeugnisse so sehr den Widerspruch und Haß des lauen und weltlich gesinnten Theils der Geistlichkeit, daß es zu einem Bruch zwischen der Staatskirche und den mit dem Spottnamen „Methodisten" belegten Anhängern Wesley's und Whitefield's kam, die sich nun nach dem Muster der Brüdergemeinde, mit welcher Wesley innig verbunden war, zu einer eigenen Kirchengemeinschaft organisirten, eine belebende Rückwirkung gieng aber deßhalb doch von ihnen auf die Staatskirche aus. Viele Diener der letzteren wurden ergriffen von der neuen Predigt vom vollen Heil in Christo und lernten dem Bedürfniß der Seelen mit gesunder Nahrung entgegenkommen, ja auch schon über die Kirchenzäune hinüberblicken und mit allerhand Frommen um die Ausbreitung des Reiches Gottes beten und sich mühen.

Die Methodisten selbst wandten sich erst viel später, als es sich nach Wesley's kühnem Wort, die ganze Welt sei seine Diöcese, hätte erwarten lassen, der Heidenbekehrung zu; sie suchten zunächst eben in ihrer Umgebung die Reise- und Laienpredigt zu organisiren, und dann zog sie jede Kolonie an, wo schon die englische Zunge herrschte. Anbahnend für die Mission wurde nun aber die zuerst von etlichen Geistlichen der presbyterianischen Kirche Schottlands angeregte, dann von den englischen Baptisten aufgenommene und allen Gläubigen empfohlene Bestimmung des ersten Montags jedes Monats zu Gebetsversammlungen für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. In der Baptistengemeinschaft setzten hauptsächlich zwei Männer alle Kräfte Leibes und der Seele daran, nicht nur selbst anzuhalten am Gebet, sondern auch Andre zur Theilnahme aufzufordern. Der Eine von ihnen war Andreas Fuller, der Andre William Carey, der Sohn armer Eltern und bis in sein Jünglings- und erstes Mannesalter damit beschäftigt, als vielfach bedrängter Schuhmacher kümmerlich sein Brod zu verdienen. Aber ein dunkler, noch unverstandener Trieb hatte ihm keine Ruhe gelassen, sich Kenntnisse zu erwerben, bis er im Stande war, ohne Schwierigkeit lateinisch, griechisch und hebräisch zu lesen. In den Stunden, da er von seiner sauern Handarbeit feierte, bis spät in die Mitternacht saß er über den Büchern,

die er sich um etliche Pfennige bei den Antiquaren zu verschaffen gewußt, und ohne fremde Anleitung erreichte er bald eine so gründliche Kenntniß jener Sprachen, daß er selbst mit Studenten der Universität sich messen konnte. Doch höher als all seine selbsterworbene Gelehrsamkeit stand der heilige Glaubensmuth, der ihn beseelte. Noch in den Tagen, da er durch Schusterei seinen Unterhalt für sich und seine Familie erwarb, pflegte er unter seinen Glaubensgenossen Erbauungsstunden zu halten, die von großem Segen begleitet waren, bis er zum förmlichen Prediger der Baptistengemeinde in Leicester berufen wurde.

Aber sonderbar! Wie dort in Jerusalem die zum Gebet um die Befreiung des Apostels Petrus versammelten Gläubigen in der Stunde der Erhörung nicht an die Erfüllung ihrer Bitte glauben wollten, so gieng es auch diesen englischen Betern. Carey war der Einzige, der zum Handeln drängte; was er aber auch immer für die Eröffnung einer Heidenmission vorbringen mochte, Niemand, selbst ein Fuller nicht, wollte auf so abenteuerliche Pläne eingehen. Da wurde Carey im März 1792 auf einer Konferenz der Baptistenprediger zu Kettering (einem Marktflecken in der Grafschaft Northampton) die Predigt übertragen. Er wählte zu seinem Text die Stelle Jes. 54, 2: „Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung; spare sein nicht. Dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest", und führte dabei den Doppelgedanken aus: Erwartet Großes von Gott und versuchet Großes für Gott. Alle waren bewegt; dennoch wollten sie bereits, ohne einen Beschluß zu fassen, scheiden, als Carey fast verzweifelnd Fuller bei der Hand nahm und fragte: „Und geht ihr noch einmal aus einander, ohne etwas zu thun?" Das wirkte. In der nächst anberaumten Konferenz (2. Okt. 1792) bildete sich eine kleine Missionsgesellschaft, welche als erste, senfkornartige Kollekte 13 Pfd. St. zusammenlegte. Sofort erklärte sich Carey bereit, in irgend ein Heidenland zu ziehen, das die Gesellschaft auswählen würde, und schon am 13. Juni des folgenden Jahrs schiffte er sich mit seiner Familie nach Kalkutta ein.

Wie dieser erste englische Missionar, der Indiens Boden betrat, auf einem fremden Schiffe eingeschmuggelt werden mußte und nur als Aufseher einer Indigo-Pflanzung Duldung fand, wie er jahrelang sich unter Schwierigkeiten aller Art durchglaubte und durchkämpfte, bis sich ihm 6 Stunden oberhalb Kalkutta im dänischen Serampur in Asyl erschloß, und welcher Strom des Segens sich in den drei

ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts von diesem Asyl aus über das weite Nachtgefilde der Gangesländer ergoß, läßt sich in der Kürze nicht wiedergeben. Nicht nur wurde Carey in trüber, schwerer Zeit der zuletzt von Europäern und Eingebornen hochgeachtete Bahnbrecher der bengalischen Mission, sondern er blieb mit seinen nachgekommenen Freunden Ward und Marshman mehrere Jahrzehnte hindurch auch ihr Hauptträger. In einem um 6000 Rupies (12,000 ℳ) gekauften Gehöfte führten die drei Familien ihren gemeinsamen Haushalt, den jeder Bruder der Reihe nach einen Monat zu besorgen hatte. Um durch literarische Vorarbeiten künftigen Missionaren unter die Arme zu greifen, veranstalteten sie Bibelübersetzungen und verfertigten Grammatiken, Wörterbücher, Hilfsmittel aller Art für wissenschaftlichen und religiösen Unterricht in höheren und niederen Schulen, wobei Ward eine Zeitlang der einzige Setzer und Drucker war. Die Ausdehnung, welche unter Mitwirkung nachrückender Brüder Presse, Predigt- und Schulunterricht gewann, grenzt ans Unglaubliche; waren Carey und seinen beiden Freunden auch keine apostolischen Wundergaben geschenkt, so doch apostolischer Glaube und apostolische Liebe und eine weit über das Maß gewöhnlicher Menschen hinausreichende Arbeitskraft. Mit Zuziehung von Sprachgelehrten aus allen Theilen Indiens wurde die h. Schrift allmählich in 40 Sprachen und Dialekte übersetzt, natürlich noch nicht in mustergiltiger, aber immerhin in sehr dankenswerther Weise. Als Frucht der Predigt wurde ihnen im J. 1800 ihr Erstling Krischna geschenkt, der bald selbst mit großer Kraft von Jesus zu zeugen begann. Und während sich in Sirampur selbst die erste eingeborne Gemeinde bildete, waren die von dort ausgehenden Missionare nordwärts bis nach Bhutan, südwärts bis nach Orissa, im Osten und Nordosten bis nach Barisal, Dschessur, Dakka und Assam, und im Westen bis über Agra hinaus beinahe überall die ersten Verkündiger des Evangeliums. Zuletzt hiengen 20 Stationen mit Sirampur zusammen und als 1837 Marshman die Augen schloß (Ward hatte schon 1823, Carey 1834 seinen Lauf vollendet), waren in 54 Städten und Dörfern gegen 1500 Heiden getauft. Die höhere Schule aber, welche die Sirampur-Missionare mit Unterricht im Englischen, Hebräischen, Griechischen, Sanskrit, Arabischen und Chinesischen eröffneten, und worin in verschiedenen indischen Sprachen mathematische, medicinische, juristische und theologische Vorträge gehalten wurden, wurde das Mittel, einer Schaar von Hindu-Jünglingen aus den höheren Kasten den ersten Lichtstrahl

in die Seele zu senken, während gleichfalls von Sirampur aus angeregt, in einem der umliegenden Dörfer nachdem andere Volksschulen ins Leben traten. Auch die jetzt noch blühende Ackerbaugesellschaft in Kalkutta wurde von Carey gestiftet.

Das ist aber nicht alles. Schon zu einer Zeit, da sie kaum erst geduldet waren, fiengen die Sirampur-Brüder bereits an, einen gewissen Einfluß auf die Regierung auszuüben. Ein englischer Missionsfreund stellte als Mitglied des hohen Raths in Kalkutta dem Generalgouverneur vor, welche Greuel jährlich in Ganga Sagar verübt werden und verlangte, daß die dortigen Kinderopfer aufhören. Carey wurde beauftragt, über diesen Gegenstand zu berichten; er hielt dafür, daß der Staat als solcher die Aufgabe habe, Unmenschlichkeiten wie Witwenverbrennungen, das Aussetzen und Opfern von Kindern, manche Arten von Selbstpeinigungen, das nackte Herumziehen der heiligen Bettler u. s. w. geradezu zu verbieten, wie viele Verse sich auch zu ihrer Beschönigung in den Schastras auffinden lassen. Darauf hin that Lord Wellesley im Aug. 1802 den ersten Schritt und verbot das Ertränken der Kinder in Sagar. Die Missionare aber fuhren fort, über die Witwenverbrennungen Berechnungen anzustellen, die, aus einigen Beispielen freiwilliger Selbstaufopferung in der Heroenzeit entsprungen, nach und nach so sehr Volkssitte geworden waren, daß eine Witwe kaum mehr bestehen konnte, ohne einem Leben der Verachtung und Schande anheimzufallen. (S. 59). Hochzeitlich geschmückt pflegte die Witwe in feierlicher Procession zu dem mit wohlriechenden Harzen bestrichenen Scheiterhaufen hinauszuschreiten, auf dem die Leiche ihres Gatten verbrannt werden sollte. Das Auge unverwandt auf sein Angesicht gerichtet, saß sie neben dem Entseelten da, während der Brahmane die heiligen Wedastellen vorsprach und der älteste Sohn mit einer Fackel herzutrat, den Holzstoß anzuzünden. Musik und Trommellärm erstickten ihren letzten Schmerzensschrei, die anwesenden Volksmassen brachen in ein wildes Jubelgeheul aus und die Kastengenossen der Sati giengen gehobenen Hauptes einher, als wollten sie sagen: Gibts auch ein Geschlecht, das hochherzigere Weiber hat und so die Götter ehrt wie das unsere? — Die Nachforschungen der Missionare ergaben, daß allein im Umkreis von Kalkutta jährlich 3—400 Witwenverbrennungen vorkamen, worauf ihr Freund Udny einen Vortrag für den großen Rath ausarbeitete, diesen Greueln Einhalt zu thun. Die Sache kam jedoch erst im Juli 1805, eine Woche vor Wellesleys Abgang zur Ver-

Eine Sati.

handlung. Sie war zu wichtig, um in der Eile entschieden werden zu können; ein Vierteljahrhundert gieng darüber hin, und wohl 30,000 Witwen fielen noch zum Opfer, bis endlich unter Lord Bentincks Regierung auf der von Wellesley betretenen Bahn fortgeschritten wurde.

Mit der Gründung der Missionsgesellschaft der Baptisten war in England der Anstoß gegeben worden zu vereinigtem Wirken für das Reich Gottes. Schon drei Jahre nach ihr trat nun die Londoner Missionsgesellschaft ins Leben. Es waren feierliche, herzerhebende Septembertage, in denen im J. 1795 Glieder der bischöflichen Staatskirche, Methodisten, Presbyterianer und Independenten sich unter dem Banner des Friedefürsten vereinten, die frohe Botschaft von Seinem Heil in die in heidnischer Finsterniß liegenden Länder zu tragen. Die kleinlichen Unterschiede von Namen und Formen, die Verschiedenheit von Kirchenregiment und Kirchenordnungen schienen bei diesen festlichen Zusammenkünften unterzugehen in dem größeren, herrlicheren Christennamen und der Aufgabe, mit vereinten Kräften die Ehre des Namens Jesu, die Allgenugsamkeit Seines Erlösungswerks, die Wunder Seiner Gnade und die überschwengliche

Kraft Seiner Versöhnung im Heidenlande kund zu thun. „Sehet uns hier versammelt zur Leichenfeier der kirchlichen Bigotterie", rief ein begeisterter Redner aus; „möge sie so tief begraben werden, daß nicht ein Stäublein von ihrem Staube je wieder über ihrem Grabhügel erscheine." Ein solcher Augenblick war in England seit den Tagen der Reformation nicht erschienen; alle Anwesenden trugen den Eindruck von dannen, als hätten sie ein neues Pfingstfest gefeiert. Aber eine so großartige Universalität der Gesinnung, wie sie damals sich offenbarte, konnte bei dem Zustand der Kirche, wie er nun eben einmal ist, nicht allzulange ihre Kraft und Herrschaft bewahren, und es ist bald darauf gar manches „Stäublein vom Staube der kirchlichen Bigotterie" wieder aus seinem Grabe aufgewühlt und in die Luft gestreut worden. Uebrigens mußte fast das nun in immer weiteren Kreisen erwachende Missionsinteresse zu einer gewissen Theilung der Arbeit führen. So lösten sich von der Londoner Missionsgesellschaft schon im Jahr 1796 zwei schottisch-presbyterianische Missionsvereine, im Jahr 1799 die englisch-kirchliche und im Jahr 1817 die wesleyanische Missionsgesellschaft ab, während die Londoner Gesellschaft selbst, ohne dem Princip nach ihren universellen Standpunkt zu verlassen, sich der Praxis nach immer entschiedener zu den kirchlichen Grundsätzen der Independenten bekannte, und die allen andern fast um ein Jahrhundert vorausgegangene Ausbreitungsgesellschaft mehr und mehr zu einer Propaganda für ausschließlich bischöfliches Regiment und hochkirchliche Liebhabereien wurde. Weiter bildete sich dann, getrennt von der älteren Baptistengesellschaft, im Jahr 1816 eine allgemeine „baptistische Missionsgesellschaft", und im Jahr 1830 nicht mehr als Privat-Verein, sondern als Sache der gesammten Kirche Schottlands eine schottisch-presbyterianische Mission, die sich hernach 1843 bei der Spaltung der schottischen Kirche in eine noch mit dem Staat verbundene und in eine Freikirche abermals in zwei Zweige theilte. Verschiedene andere neu erstehende Gesellschaften trugen größtentheils mehr den Charakter kleinerer Vereine, als den von Vertretern besonderer Kirchengemeinschaften. Ganz konnte jedenfalls der über allen kirchlichen Unterschieden stehende Geist, nachdem er einmal solch einen erhebenden Sieg gewonnen hatte, sich nicht wieder in der englischen Nation verlieren, wie er denn auch in der 1799 gestifteten Traktat- und in der 1804 ins Leben getretenen britischen und ausländischen Bibelgesellschaft einen bleibenden Ausdruck gefunden hat. In die Gangesländer sandte die Londoner Gesellschaft schon 1798

einen Missionar aus, der im holländischen Tschinsura eine Arbeitsstätte fand; die Sendboten der englisch-kirchlichen Gesellschaft folgten 1816, die der Ausbreitungsgesellschaft 1826, die der schottischen Kirche 1830 u. s. w.

Noch ehe das eigentliche Missionszeitalter für Indien anbrach, gieng indeß unmittelbar von der englischen Kirche selbst mancher Segen auf die dortigen Heiden aus. Dieselbe pflegte nämlich für ihre Angehörigen im Ausland durch sogenannte Kaplane zu sorgen. So sollte nach dem Freibrief der ostindischen Compagnie von 1693 auch in jeder der indischen Garnisonen und Faktoreien ein Geistlicher sein, der zugleich angewiesen würde, die Landessprache zu lernen, um etwa heidnische Diener oder Sklaven der Compagnie im Christenthum zu unterrichten. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war von diesen Kaplanen wenig die Rede gewesen; man fragte kaum, ob es welche gebe und was sie thun; sie wurden von den Direktoren der Compagnie ernannt ohne Rücksicht auf Tüchtigkeit oder Verdienst. Da fand sich einer, der weder eine Bibel noch eine Liturgie besaß; ein andrer betrog seinen Küster regelmäßig um die Hälfte seines Gehalts. In Bombay galt der eine Kaplan für wahnsinnig und sein Kollege für liederlich, aber kein Mensch kümmerte sich darum. Seitdem vom Jahr 1784 an aber auch königliche Truppen in die Dienste der Compagnie traten, um in Indien verwendet zu werden, hatten die Regierung oder die Bischöfe das Recht, Feldprediger für dieselben zu bestellen. Und als nun durch die Kirche der Heimat ein neuer Lebensodem gieng und man um die Ausbreitung des Reiches Gottes zu beten und für sie zu wirken begann, arbeiteten ernste und einflußreiche Männer nach Kräften auf die Anstellung wahrhaft frommer Kaplane hin. In Folge davon zog eine ganze Reihe der edelsten Knechte Christi nach Indien, welche die Grenzen des ihnen vorgeschriebenen Berufs überschreitend mit unermüdeter Liebe und Hingebung auch das Werk der Mission unter Hindu's und Muhammedanern trieben, die ganze christliche Welt erst recht mit den Greueln des indischen Götzendienstes bekannt machten und allen wahren Christen die Pflicht der Heidenbekehrung mit den glühendsten Worten an's Herz legten.

Die ersten dieser Herolde des Evangeliums waren der milde Brown (seit 1786) und der feurige Buchanan (seit 1790). Keiner von allen aber hat ein gesegneteres Andenken hinterlassen, als der früh vollendete Henry Martyn, der im März 1806 in Kalkutta

landete, von wo aus er bald innige Freundschaft mit den Baptisten-missionaren in Sirampur schloß. Gepflegt wurde diese Freundschaft durch gemeinsame Betstunden in einem verlassenen Tempel am Ganges; längere Zeit wohnte Martyn sogar in einer verlassenen Pagode, zuweilen verfolgt von unheimlichen Gefühlen, dann wieder triumphirend in der Aussicht auf Tage, da Christus statt der Götzen in den Tempeln des Landes angebetet werde. Schon gegen das Ende des Jahrs wurde Martyn nach Dinapur in Behar, und 1810 auf die Militärstation Kanpur im Nordwesten versetzt. Hier genoß er im Umgang mit Hauptmann Sherwood und dessen durch ihre Erzählungen auch in Deutschland bekannt gewordenen Gattin endlich wieder die schon lang vermißte christliche Gemeinschaft, traf aber bereits mit so erschütterter Gesundheit ein, daß er das Jahr darauf Erholung in Persien suchte, wo es ihm unter großer körperlicher Schwachheit gelang, seine in Indien begonnene persische Bibelübersetzung zu vollenden, ehe er voll Verlangen, vor seinem Tode seine irdische Heimat noch einmal zu sehen, und doch ahnend, daß ihm dieß nicht mehr beschieden sein werde, am 16. Okt. 1812 zu Tokat in Kleinasien zu seiner Ruhe eingieng, im sichern Vorschmack der seligen Gottesstadt, in welcher Gerechtigkeit wohnt.

Zunächst konnte es scheinen, als habe Martyn mit seiner sechsjährigen Wirksamkeit nur wenig ausgerichtet. Von der Mehrzahl der 60—70 Hindus, die er taufen durfte, bleibt allerdings nicht viel zu sagen; er hat mit Neubekehrten Schweres durchzumachen gehabt. Aber die Folgezeit hat gelehrt, daß die Frucht seiner Arbeit von hoher Bedeutung war. Es gibt Niederlagen, die mehr wirken als große Siege. Die Kirche Christi und insbesondere die englische Kirche hatte wieder eine Heldengestalt gesehen, die ihr ins Andenken rief, was ihr Herr von ihr verlange: ein ganzes Opfer des armen Selbst mit allem Reichthum, der sich durch Seine Gnade darin entfaltet hat. Und dadurch hat Martyns kurzer Lauf Ungeheures gewirkt, zunächst unter seinen Freunden und Jüngern, dann in weiten Kreisen über mehr als Einen Welttheil. Und auch der unmittelbare Erfolg seiner Arbeit ist nicht gering anzuschlagen; durfte er doch einen Mann gewinnen, der dann seinerseits Vielen ein Vater in Christo wurde! Es war dieß der Scheich Salih von Lacknau, der 1810 in Kanpur einer Straßenpredigt Martyns über die 10 Gebote anwohnte, „um sich den Spaß mit anzusehen“, aber durch das Wort im Innersten getroffen, sich vom Gesetz zu Christo führen ließ und

am Pfingsttag 1811 von Brown in Kalkutta getauft wurde. Abdul Messih hieß er von da an und wurde ein brennend und scheinend Licht unter den Kleinen und Großen seines Vaterlandes, bis er reich an Früchten, hochgeehrt von Muselmanen, Christen und Heiden, am 4. März 1827 als Prediger des Evangeliums in Lacknau entschlief. Wie oft haben nicht seine zahlreichen geistlichen Kinder Gott für Martyns Straßenpredigt gedankt!

Vor Browns und Buchanans Ankunft wehte in Kalkutta am Sonntag wohl die englische Flagge auf Fort William und einige Personen fanden sich zum Gottesdienst ein; sonst aber ließ sich kein Zeichen entdecken, daß Bengalens Eroberer irgendwelcher Religion angehörten. Da arbeitete Buchanan nun seinen Plan aus, durch eine bessere Verfassung der Kirche den Christennamen in Indien zu Ehren zu bringen. Etliche Bischöfe zur Beaufsichtigung und Vermehrung der Geistlichkeit und über ihnen allen ein Erzbischof, das schien ihm hiezu das richtige Mittel zu sein. Der erste Schritt, diesen Gedanken zu verwirklichen, geschah 1814, demselben Jahre, das — der widerstrebenden ostindischen Compagnie zum Trotz — ganz Indien der Verkündigung des Evangeliums erschloß, durch die Errichtung des Bisthums Kalkutta. Unleugbar ist der Mission dadurch mancher Gewinn zugeflossen, obschon die neuerdings hervortretende hochkirchliche Strömung auch schon manchen beklagenswerthen Mißton herbeigeführt hat. In gesegnetem Andenken stehen unter den Bischöfen von Kalkutta besonders Reginald Heber, der Dichter des allbekannten Missionsliedes: „Von Grönlands eis'gen Zinken", ein Mann, der durch seine glänzenden Talente und seine herzgewinnende Freundlichkeit sich in den drittehalb Jahren seiner indischen Wirksamkeit (1822—25) unter Europäern und Eingebornen eine Liebe und Hochachtung erwarb, die sein früher Tod fast zu einer Märtyrerverehrung steigerte; ferner der von 1832—58 mit unermüdlicher Treue arbeitende Wilson, und endlich dessen durch und durch evangelisch gesinnter Nachfolger Cotton (1858—66).

Uebrigens blieb die Missionsarbeit in den Gangesländern nicht auf Engländer und Schotten beschränkt. Hatten sich im vorigen Jahrhundert nur vorübergehend etliche Deutsche dort eingestellt, so begegnen uns in diesem Jahrhundert die Namen verschiedener in den Dienst der englisch-kirchlichen Gesellschaft eingetretenen Zöglinge des Basler Missionshauses, das erst 1834 eine eigene Mission in Südindien eröffnete. Die reichste Ernte von allen nordindischen Missio-

naren aber war den Evangeliſten beſcheert, die von 1840 an Vater Goßner aus Berlin nach Indien ſandte mit der Weiſung, je nach ihren Fähigkeiten ſich eine Stellung unter den Heiden zu ſuchen, bei der ſie, ohne auf regelmäßige Unterſtützung aus der Heimat angewieſen zu ſein, als Prediger, Schullehrer, Handwerker oder Ackerbauer für das Reich Gottes wirken könnten. Viel iſt für die Gangesländer auch durch zwei amerikaniſche Geſellſchaften geſchehen, nämlich durch die presbyterianiſche, welche ihre weitverzweigte Arbeit im Jahr 1834 im Nordweſten begann, und durch die methodiſtiſche, die erſt 1856, aber mit um ſo größerem Eifer die angrenzenden Gebiete in Angriff nahm.

5. Miſſionserfolge.

Ueberblicken wir heute eine Miſſionskarte der Gangesländer, ſo glänzen uns auf ihr, wie leuchtende Sternlein am nächtlichen Himmel, aus dem Dunkel des Heidenthums und Muhammedanismus eine Menge lichter Punkte entgegen. Es ſind die über das ganze

Kathedrale in Kalkutta.

Tiefland zerstreuten Missionsstationen, während über den Bergen schon der Morgen dämmert und die Finsterniß zerstreut.

Kalkutta, wo um 15,000 Europäer sich eine Million Hindus und Muhammedaner zusammendrängen, ist der Mittelpunkt des ganzen Missionswerks in Bengalen und aller die Verjüngung Indiens anstrebenden Anstalten und Vereine. Die prächtige St. Pauls-Kathedrale (S. 64) und viele andre evangelische nebst 8 katholischen Kirchen geben Zeugniß, daß hier noch andre Mächte thätig sind als Hinduismus und Islam, deren Anhänger hier 167 Pagoden und 74 Moscheen haben. Oestlich und nordöstlich von Kalkutta sind die Städte Barisal, Dscheffur und Dakka Hauptstationen der über diese Bezirke verbreiteten Baptistenmission, während die Ausbreitungsgesellschaft in Tezpur arbeitet. In der Reisebene südlich von Kalkutta hat dieselbe leider in unberechtigter Weise in das Arbeitsgebiet der Baptisten übergegriffen und dadurch mancherlei Verwirrung angerichtet. Nördlich von Kalkutta hat die Londoner Gesellschaft ihre Station Tschinsura den in der Nähe arbeitenden Freischotten übergeben, dagegen Berhampur beibehalten, wo sie, wenn auch keine glänzenden, doch gesunde Früchte ihrer Arbeit sehen darf. Der englisch-kirchlichen Mission wurde der dichtbevölkerte Bezirk von Krischnagarh, in welchem sie etwa die Hälfte ihrer nordindischen Bekehrten hat; eine Zeitlang Gegenstand besondrer Freude, dann auch wieder besondrer Sorge. Westlich von Kalkutta wurde der sonst der Garten Indiens genannte Distrikt von Burdwan, in dem dieselbe Gesellschaft früher ein gesegnetes Arbeitsfeld hatte, seit einer Reihe von Jahren durch ein bösartiges Fieber, das Stadt und Land entvölkerte, heimgesucht. Südwestlich von da streuen in dem Bezirk von Midnapur amerikanische Baptisten den Samen des Evangeliums aus. — Im reichen, fruchtbaren Behar, das im Ganzen 10 Hauptstationen zählt, begegnen uns Baptisten, sowie Sendboten der englisch-kirchlichen Gesellschaft; 4 Stationen gehören aber auch der Goßner'schen Mission an, in der ein Dr. Ribbentrop, ein Ziemann und Andre für die ganze jüngere Generation nordindischer Missionare leuchtende Vorbilder hingebender Liebe und Selbstverleugnung geworden sind. In der Provinz Audh und den am Südabhang des Himalaja gelegenen Landschaften Rohilkhand, Kamaon und Gharwal sind 15 Stationen amerikanischer Methodisten zerstreut, und amerikanische Presbyterianer haben 8 Stationen in dem Zweistromland zwischen Ganges und Jamuna inne, während 13 Stationen der englisch-kirchlichen Gesell-

schaft sich in einem weiten Südbogen von dem nordöstlich von Audh gelegenen Gorackpur bis über Delhi hinaus hinziehen und einzelne Orte überdies von Baptisten und Sendboten der Londoner und der Ausbreitungsgesellschaft besetzt sind.

Wie von den einzelnen Arbeitern, so gilt auch von diesen verschiedenen Gesellschaften das Wort des Apostels: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Herr." Die Einen suchen mehr durch Bibel- und Traktatvertheilung, die Andern hauptsächlich durch Schulen und Erziehungsanstalten, wieder Andre ausschließlich durch direkte Verkündigung des Evangeliums, manche auch durch ärztliche Dienstleistungen Seelen zu gewinnen; etliche Frauenvereine gründen Mädchenschulen und senden Evangelistinnen in die Zenanas. Große, in die Augen fallende Erfolge sind allen diesen Bestrebungen bis jetzt nicht zu Theil geworden. Keine gewaltigen Erweckungen haben Strömen gleich Städte und Dörfer überflutet und in Tausenden die Frage geweckt: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Kein plötzlicher Anlauf hat die Bollwerke indischer Kaste und indischen Götzendienstes durchbrochen und die Knechte des Aberglaubens zum Suchen und Finden evangelischen Lichts und evangelischer Freiheit geführt. Es geht gar nüchtern zu in der indischen Mission. Ein hartes Feld ist mit viel Schweiß und Anstrengung zu bebauen, aber solche Arbeit ist nicht vergeblich; die Erkenntniß im ganzen Lande wächst, die Gemeinden mehren sich und werden tiefer gegründet. Nach dem Census von 1861 belief sich die Zahl der eingebornen Christen in den oben aufgezählten Provinzen und Landschaften auf 23,000, nach dem des Jahrs 1871 auf mehr als 50,000 Getaufte, also hat sich innerhalb dieser 10 Jahre die Zahl der Getauften mehr als verdoppelt; 54 ordinirte eingeborne Geistliche und gegen 600 nichtordinirte eingeborne Prediger und Lehrer halfen mit die 480 Gemeinden bedienen, welchen jene Christen angehören, und die 45,000 Schüler und Schülerinnen in den mehr als 1000 höheren und niederen Missionsschulen unterrichten. (S. 67.)

Kaufmännischer Berechnung mag dieß eine geringe Frucht aller seit mehr als einem halben Jahrhundert aufgewendeten Mühe und Kosten scheinen, allein wenn materielle Erfolge sich in Zahlen fassen lassen und selbst vor dem oberflächlichsten Auge offen daliegen, so ist es dagegen sehr schwer, auch nur sittliche, geschweige denn geistliche Wirkungen richtig zu schätzen. Es sind Tausende über die Gangesländer zerstreut, welche durch die Bekanntschaft, die sie auf direkte

oder indirekte Weise mit dem Christenthum erlangten, allen Glauben an den Hinduismus und Islam verloren haben und sich bei ihren Handlungen durch höhere Beweggründe leiten lassen, dabei aber doch

Bengalische Mädchen.

noch vor einem offenen Bekenntniß der mit ihnen vorgegangenen Veränderung zurückscheuen; um nicht als Auswürflinge inmitten ihres Volkes dazustehen. Solche gesellige Verhältnisse werden ihren Einfluß fortbehaupten, bis einmal die Zahl der zum Glauben Gekommenen so groß ist, daß sie mit ihrem Bekenntniß hervortreten können, ohne ihre Lebensstellung zu zerstören.

Denkt man an die Tage zurück, da einem der Direktoren der ostindischen Compagnie im englischen Parlament das Wort entfuhr: „Ich wollte lieber eine Bande von Teufeln in Indien sehen, als eine Bande Missionare“, und vergleicht damit die Sprache der heutigen Regierung, so wird man unwillkürlich an das Wort erinnert: „Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohl gefallen, so macht Er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Die höchste menschliche Anerkennung, die der Mission zu Theil werden konnte, ist wohl in dem Bekenntniß enthalten, das Lord Lawrence, der Retter Indiens in dem furcht-

baren Militäraufstand des Jahrs 1857 und nachheriger Vicekönig des ungeheuren Reichs nach einer fast 40jährigen Laufbahn im Dienst der Compagnie und seiner Königin aussprach: „Ich glaube, daß so vielerlei Wohlthaten auch das englische Volk Indien erwiesen hat, die Missionare doch mehr ausgerichtet haben, als alle andern Einflüsse zusammen.“ Von dem Eindruck aber, den die eingeborne Bevölkerung selbst von dem Wesen des Christenthums erhalten hat, zeugt am lautesten der Umstand, daß, sobald ein Knabe in Regierungs- oder Missionsschulen aufhört schmutzige Reden zu führen, sobald er sanfter, geduldiger, wahrheitsliebender wird, Eltern, Freunde und Schulkameraden anfangen, ihn für einen heimlichen Christen zu halten, ohne daß der Junge je ein Wort über Hinneigung zum Christenthum hätte fallen lassen. Nie geräth eine junge Seele, die es ernst nimmt mit dem Besserwerden, in den Verdacht, zum Islam, zum Brahmanismus, zum Sikhismus u. s. w. hinzuneigen, sondern immer muß sie etwas vom Evangelium eingesogen haben. Auch darin offenbart sich, wie unzertrennlich den Feinden selbst Christenthum und Sittlichkeit erscheint, daß sehr oft Eltern und Geschwister zusammenstehen, einen Jüngling, der die Bibel liest oder an die Taufe denkt, durch das giftigste, teuflischste aller Mittel von seinem Streben ablenken, indem sie ihn zu den schlimmsten Ausschweifungen verführen.

Ein erfahrener Missionar sagte kürzlich: „Der Hinduismus nimmt sich jetzt doch ganz anders aus als früher; wenn man da an ihm klopfte, gab es Funken wie aus einer festen Masse, jetzt aber klingt er wie ausgehöhlt.“ So viel Boden indeß unleugbar der Hinduismus in den letzten Jahrzehnten verloren hat, läßt sich leider nicht sagen, daß das Evangelium darum in eben dem Maße an Boden gewonnen hat. Ein Heiland und Erlöser wird eben nur da verlangend erfaßt, wo eine Seele sich verloren fühlt ohne ihn; die hiezu nöthige Sündenerkenntniß aber ist's vor allem, die bei den Hindu's schwer zu wecken ist, weil ihre sittlichen Begriffe theils durch den Götzendienst abgestumpft sind, theils durch ihre pantheistische Weltanschauung, nach welcher Böses wie Gutes im ewigen Kreislauf der Gottheit entspringt und wieder in ihren Schooß zurückkehrt. Dazu kommt in neuerer Zeit noch eine weit verbreitete unchristliche Aufklärung. Die Zeiten sind längst vergangen, in welchen es ausschließlich die Mission war, die durch Schulen auf die Jugend einzuwirken suchte. Mit anerkennenswerthem Eifer hat die englische Regierung ihre Verpflichtung in's Auge gefaßt, durch die Errichtung höherer

Lehranstalten für den Unterricht der Millionen ihrer indischen Unterthanen zu sorgen. Leider aber blieb von diesen Anstalten die Bibel ausgeschlossen, um die Vorurtheile der Hindu's und Moslemen zu schonen. Man mochte etwa denken: junge Leute können recht wohl in verschiedenen Zweigen des Wissens unterrichtet werden, ohne daß deßhalb nothwendig europäischer Unglaube an die Stelle orientalischen Aberglaubens trete, und die Regierung als solche dürfe einmal nicht den Verdacht wecken, als lege sie es auf Bekehrungen an; Hindu's und Muhammedaner mit dem Evangelium bekannt zu machen, sei Sache der Mission. Dieses Neutralitätsprincip in Betreff der Religion hat aber weder zum Besten des indischen Volks, noch zur Befestigung der englischen Herrschaft in Indien ausgeschlagen. Was vor allem Noth that, war, die Jugend mit den reinen, heiligen Lehren und Forderungen des Evangeliums bekannt zu machen, und daß heidnische und muhammedanische Eltern, wo dieß geschieht, ihre Söhne des übrigen Unterrichts wegen dennoch zur Schule schicken, hat sich in den Missionsschulen wieder und wieder gezeigt. Aus den religionslosen Regierungsschulen aber ist eine Schaar Freigeister hervorgewachsen, die sich dem Christenthum geradezu feindlich gegenüberstellt, und vielleicht nicht minder den europäischen Beherrschern des Landes. Bilden die jungen Leute, welche Jahr für Jahr die Regierungsschulen verlassen, auch der Zahl nach eine verschwindende Minderheit unter ihren Volksgenossen, so verschafft ihre geistige Ueberlegenheit ihnen dennoch einen ungeheuren Einfluß auf die Massen, unter denen überdieß viele von ihnen als Lehrer im Regierungsdienst wirken. Unter diesem aufgeblasenen Geschlecht finden die Missionare ihre anmaßendsten Gegner, und manchem Verkündiger des Evangeliums sind darum schon bange Sorgen aufgestiegen für Indiens Zukunft.

Interessant ist die Ansicht des hochbegabten bekehrten Muhammedaners Imadeddin in Amritsar über den muhammedanischen Theil der Bevölkerung Nordindiens. „Die christliche Kontroverse gegen den Islam und das englische Unterrichtswesen", sagt er, „haben zusammengewirkt, unter den Moslemen Nordindiens eine große Gährung hervorzurufen. Vor 30 Jahren gab es nur Wenige, deren Schifflein nicht ruhig im Hafen irgend eines religiösen Bekenntnisses vor Anker lag, und diese Wenigen waren Leute ohne moralisches Gewicht; jetzt wimmelt ganz Nordindien von Atheisten, und der Unglaube ergießt sich über das Land wie ein Strom. Zu den altgläubigen Bekennern des Islam gehören jetzt nur noch Leute von

beschränktem Bildungsgrade, die keine andere Religion kennen. In den beiden nächsten Generationen wird ganz Indien eine große Krisis durchzumachen haben; entweder wird das Christenthum siegen, oder aber wird das indische Volk in bis jetzt unbekannte Tiefen der Schlechtigkeit versinken. Thatsache ist, daß die Moslemen in der 1850 von Pfander eröffneten und seither von vielen Andern fortgeführten Kontroverse gründlich überwunden und aus ihren Verschanzungen im Koran und den Hadis (Traditionen) verdrängt worden sind, so daß sie sich jetzt hinter frisch aufgeworfenen Bollwerken ohne tiefere Grundlagen zu vertheidigen suchen. Ein solches Bollwerk ist für Viele der Atheismus geworden. Während nun die Einen in ihrem Wissensdünkel das Evangelium Christi verwerfen, ziehen gemeinere Naturen seine reinen Lehren in's Lächerliche. Noch Andre überschauen stillschweigend ihre verlorenen Stellungen und denken der Sache weiter nach, schrecken aber dermaßen vor der Schmach des Kreuzes und dem Verlust ihrer Freunde und ihres Ansehens zurück, daß sie nicht geschickt sind zum Reiche Gottes. Einige Wenige verschanzen sich auch hinter die Lehre von einem unabänderlichen Schicksal, nach dem alles, was über sie beschlossen sei, sich nothwendig erfüllen müsse, und erwarten darum ihr Loos in Gleichgiltigkeit oder Verzweiflung. Noch Andre kümmern sich um ihre Niederlage so wenig als um etwas anderes und haben kein Ohr für ein Wort der Ermahnung. Es gibt unter den Muhammedanern aber auch viele aufrichtige Forscher nach Wahrheit, die von einem brennenden Verlangen nach ihrem Gott erfüllt sind. Wir Christen sollten darum die errungenen Vortheile muthig verfolgen und uns weder durch das Geschrei der Zeitungen irre machen lassen, noch durch den Sturm von Verwünschungen und Schmähungen, mit welchem die Feinde uns überschütten, wenn wir ihre Stellungen angreifen. Ein zum Sterben bereiter Mann trägt immer seines Herzens Wunsch davon. Die Reihen unsrer Gegner sind in einer Weise durchbrochen, daß sie der christlichen Wahrheit kaum mehr in geschlossenen Gliedern Widerstand leisten können. Sollten wir angesichts dessen, selbst wenn sie neue Vertheidigungslinien ziehen, nicht neue Siege hoffen?"

Hören wir die Missionare selbst über den innern und äußern Stand der eingebornen Christengemeinden, so sagt Miss. Vaughan zunächst über die von Bengalen: „Sie sind freilich weit nicht das, was wir wünschen möchten. Es gibt zwar unter unsern eingebornen Brüdern solche von so tiefer, ernster, erprobter Frömmigkeit, daß

man sie wohl denen zur Seite stellen darf, von denen die glänzendsten Seiten der christlichen Kirchengeschichte erzählen, aber Alle sind nicht Sterne erster, oder auch nur zweiter und dritter Größe. Im Ganzen genommen glaube ich indeß doch sagen zu können, daß, verglichen mit dem, was ich während einer mehrjährigen seelsorgerlichen Thätigkeit in England sah, unsre indischen Kommunikanten ihren englischen Brüdern an christlichem Ernst und wirklicher Herzensfrömmigkeit ziemlich gleichstehen werden." — Uebrigens zerfallen die bengalischen Christen in zwei deutlich unterschiedene Klassen: die Stadt- und Landgemeinden. In den Städten sind mehr Hindernisse zu überwinden als auf dem Lande. Dort drohen denen, welche die Religion ihrer Väter, welche ja auch die ihrer Nachbarn ist, verlassen, von vielen Seiten Gefahren; Hindu-Rache trifft sicher und schnell schon die Wahrheit Suchenden, wie viel mehr ihre Bekenner! So findet denn auch das Evangelium unter der einfachen ländlichen Bevölkerung mehr Eingang, als unter den reichen, gebildeten Trägern des Hinduismus. Dagegen befinden sich diese unter dem Druck ihrer Zemindare ein Sklavenleben führenden Landgemeinden der Mehrzahl nach noch in einem unmündigen Kindesalter, und der Missionar, als der einzige Ausländer, mit dem sie umgehen, erscheint ihnen wie eine Art Halbgott, der alles hat und alles vermag, den sie deßwegen auch alles für sich thun lassen. Anfangs vielleicht etwas zu sehr auf den Händen getragen, werden diese Gemeinden indeß jetzt mehr und mehr zur Selbständigkeit erzogen und mehrere Christendörfer sind, was die Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse betrifft, bereits ganz unabhängig von der Muttergesellschaft geworden. (Die Abb. S. 72 zeigt uns eine ländliche Christenfamilie in Bengalen).*) — Die Stadtgemeinden sind wohlhabender, stehen gesellschaftlich höher, verkehren öfters mit Europäern und zeigen darum viel weniger Neigung, diesen gegenüber ihre Eigenart aufzugeben oder sich von ihnen leiten zu lassen. In Kalkutta hat unter dem Vorsitz des hochgeachteten eingebornen Predigers Barnadschi sich sogar eine Art bengalischer evangelischer Allianz gebildet, welche nichts Geringeres als die Gründung einer indischen Nationalkirche anstrebt und mit andern Kirchen brüderlich verbunden, aber von keiner abhängig sein will. Baptisten, Anglikaner, Independenten, Presbyterianer und Wesleyaner kommen da zu gemeinsamen Gottesdiensten zusammen, lernen sich der Uebereinstimmung in so vielen wichtigen Dingen bewußt und froh werden, ja sich

*) Siehe den Basler Traktat: Blicke in ein indisches Christendorf.

der geringfügigen Unterschiede schämen, durch welche sie sich bisher trennen ließen. Aber unverkennbar fließt in diese Strömung eine gewisse Entfremdung gegen die ausländischen Missionare, oder gar der Argwohn mit ein, als haben diese mehr über das Volk herrschen, denn sich der Herde durch ihr Vorbild empfehlen wollen.

In den Nordwestprovinzen bezeichnete das Schreckensjahr des großen Militäraufstandes einen merklichen Fortschritt, so schwere Schläge auch in demselben die Mission zunächst trafen, denn 9 Missionare, 3 Gehilfen, 6 Frauen, 3 Kinder und 15 eingeborne Christen

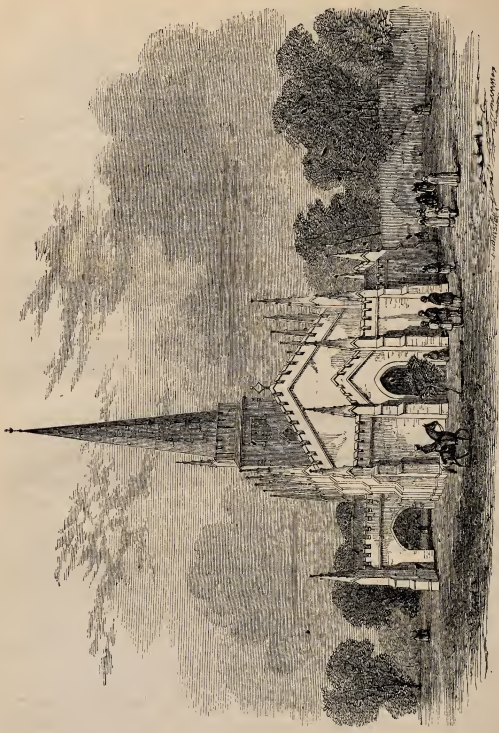
fielen den Wüthenden zum Opfer, während das auf 20 Stationen zerstörte Eigenthum an Kirchen, Schulen, Druckereien und Missionsgebäuden einen Werth von 70,000 Pf. Sterling hatte. Allein in der Stunde der Versuchung bewährten sich die eingebornen Christen in einer Weise, die selbst denen Bewunderung abnöthigte, welche sie vorher gleichgiltig und mißtrauisch betrachtet hatten.*) Von den 2000, die um ihres Glaubens willen Verfolgung zu leiden hatten, verleugneten nur 6, und auch diese kehrten später reuig zurück. In vielen scheinbar schwachen Leuten flammte der Glaube und die Liebe zum Evangelium mächtig auf und wirkte in ihnen eine nie geahnte Ausdauer und Thatkraft. In Waisenhäusern erzogen und auch nachher noch von den Missionaren versorgt, gegängelt und mit passender Arbeit versehen, hatte auch hier die Mehrzahl der Hinduchristen bis dahin etwas von der anspruchsvollen Sorglosigkeit verwöhnter Kinder gehabt. Während des Aufruhrs aber mußten sie lernen, sich selbst um ihr Leben zu wehren, wenn sie nicht von den stürmischen Fluten verschlungen werden wollten, und im Kampf erstarkt, giengen sie nicht nur frisch und gesund, sondern als Männer aus denselben hervor. Besonders frühe lernten die amerikanisch-presbyterianischen Missionsgemeinden unter der treuen Leitung ihrer Lehrer sich in der königlichen Freude des Gebens üben, so daß viele der Bekehrten sich's jetzt zur Regel machen, nicht nur den zehnten, sondern sogar den achten Theil ihres Einkommens für religiöse und mildthätige Zwecke zu bestimmen.

Doch kehren wir nun wenigstens auf einigen dieser Arbeitsstätten ein; seit auch durch Indiens weite Gefilde das Dampfroß braust und die Pfeife des Lokomotivführers tönt, sind ja zuvor Wochen und Monate aus einander gelegene Orte sich bis auf Stunden und Tage nahe gerückt.

6. Von Delhi nach Kalkutta.

Wie im Flug bringt uns die Eisenbahn von Delhi, wohin unsre Wanderungen durch das Pandschab uns bereits geführt haben, in das 48 Stunden südlicher gleichfalls an der Jamuna gelegene, mit den herrlichsten Prachtbauten aus der Mogulzeit geschmückte Agra, einst Kaiser Akbars stolzer Residenz. Als eine mit Nischen, Mosaik- und Steinarbeit bedeckte Masse erhebt sich vor uns der majestätische Nordeingang des Forts Akbar. Ein langer, mit einer

*) Siehe den Basler Traktat Gopinath Nandy.



Missionskirche in Vepa.

Fülle herrlicher Verzierungen geschmückter gewölbter Durchgang führt zu dem innerhalb des Forts liegenden, an das Alhambra erinnernden Palast Schah Dschehams. Nahe dabei befindet sich die schöne Moti Masdschid oder Perlmoschee, an Großartigkeit weit überragt von der im Verfall begriffenen Hauptmoschee, einem imposanten Sandsteinbau von ernstem, strengem Charakter.

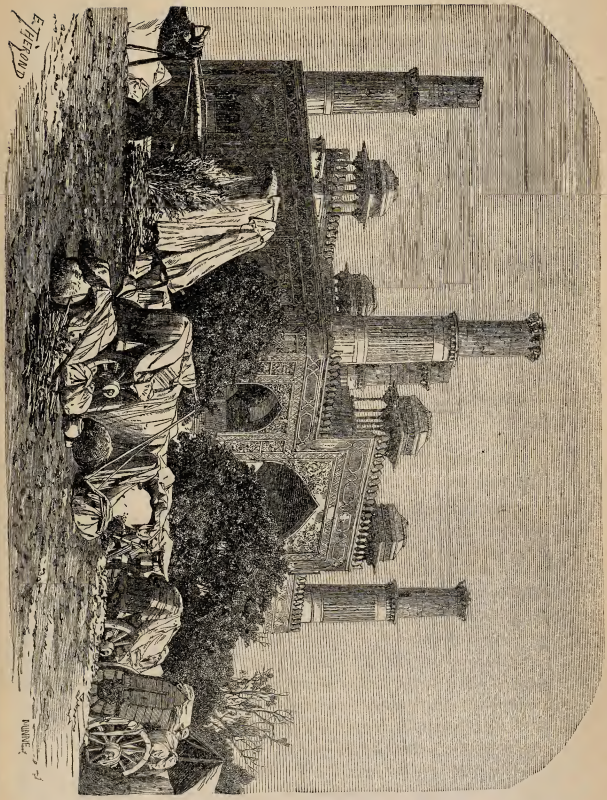
Wichtiger aber als alle diese Prachtbauten ist natürlich jedem Christenherzen die Frage, ob es in Agra auch Seelen gibt, die als lebendige Steine eingefügt sind in den heiligen Tempel, der auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, heranwächst zu einer Behausung Gottes im Geist? Und da erhalten wir, Gott sei Dank, die freudige Antwort: Ja. Eine Gemeinde von mehr als 500 Seelen gehört hier noch zur streitenden Kirche, und von gar manchen Entschlafenen dürfen wir glauben, daß sie droben unter der Schaar der Ueberwinder sind. Schon im Jahr 1811 kamen hieher vorübergehend Baptisten von Serampur; 1812 traf als Regierungskaplan Henry Martyns Busenfreund, Daniel Corrie ein, begleitet von dessen geistlichem Sohn Abdul Messih. Es entstand eine kleine Christenkolonie in der Stadt mit Kirche, Wohnungen, Schulhäusern, Waisen- und Armenhäusern. Leider trat mit dem Jahr 1831 ein fühlbarer Mangel an Arbeitern ein; 1834 aber nahmen die Baptisten ihre lang unterbrochene Mission im Segen wieder auf, und 1839 erhielt auch die kirchliche Mission durch den Eintritt der aus Rußland und Persien vertriebenen Basler Missionare Hörnle, Kreiß, Pfander und Schneider einen neuen Schwung. Schon vor ihnen war der fromme Major Wheler, dessen Bekanntschaft wir bereits auf seinem späteren Posten Peschawer gemacht haben, in Agra eingetroffen. Er unterstützte nicht nur die beiden Missionen und gründete einen Missionshilfsverein, um durch eingeborne Gehilfen die umliegenden Dörfer zu evangelisiren, sondern versammelte selbst auch verwahrloste schwarze Kinder um sich, unterrichtete sie fleißig und gab jeden Sonntag den Bettlern der Stadt ein Mahl, nachdem er ihnen erst das Himmelsbrot gereicht hatte. Er war es, der Missionar Hörnle die Hunderte von Waisen übergab, aus denen das zwei Stunden nördlich von Agra gelegene Christendörflein in Sikandra herworwuchs.

In einem Lande, dessen fruchtbarer Boden zur versengten Wüste wird, sobald zur bestimmten Zeit die Himmelsgabe des Regens ausbleibt, während alle Welt seit Olims Tagen von der Hand in den Mund lebt, ist Hungersnoth nichts Seltenes. In früheren Zeiten kam nach den Akten der englischen Regierung durchschnittlich auf jedes 17. Jahr eine solche Plage; grauenvoller aber als die, welche 1837 bis 1838 die Nordwestprovinzen betraf, kann nur die letzte schreckliche Hungersnoth in Südindien gewesen sein. Stundenweit waren damals in der Nähe von Agra die Straßen auf beiden Seiten mit

verhungernden Bettlern eingefaßt, die sich daher geschleppt hatten, um von den Vorübergehenden einen Bissen Brot zu erflehen. Die abgezehrten Gestalten und die Leichenfarbe der Gesichter zeugten lauter, als die herzzerreißendsten Klagen es vermocht hätten, von dem namenlosen Elend; Sterbende und Todte lagen durcheinander, während die Lebenden nach Hilfe wimmerten. Weit umher gab es hin und wieder total ausgestorbene Dörfer, und Hunde und Wölfe mästeten sich von menschlichen Leichen.

Während die heidnischen Kaufleute mitten in dem grenzenlosen Jammer hartherzig ihre Kornvorräthe zurückhielten in der Hoffnung, immer noch höhere Preise zu erzwingen, machten die europäischen Christen die äußersten Anstrengungen, das Elend nach Kräften zu mildern; die hilflos zurückgebliebenen Waisen aber wurden in zwei Häuser gesammelt, wo sie Speise, Kleider und Unterricht erhielten. Es waren mitunter wahre Jammergestalten; viele sahen aus wie lebende Skelette, andre waren mit bösartigen Hautkrankheiten bedeckt, mehrere Jahre lang dauerte in Folge des erlittenen Mangels die Sterblichkeit unter ihnen fort. Hunderte waren bereits gestorben oder aus Mangel an Raum an andre Waisenhäuser abgegeben worden, als 1839 Hörnle in Agra eintraf, um mit seiner Gattin Elternstelle an den noch übrigen 200 Knaben und 160 Mädchen zu versehen. In der Folge überließ die Regierung für diese Waisenhäuser 56 Morgen Landes und zwei alte steinerne Gebäude in der Nähe von Kaiser Akbars prächtigem Grabmal. (Die Abb. S. 77 zeigt uns den zu einem Serai oder Lagerplatz für Reisende bestimmten Vorhof desselben.) Hier nun wurden die Kinder christlich erzogen; die heranwachsenden Knaben erhielten Anleitung in den verschiedensten Gewerben, die Mädchen in Haus- und Handarbeiten, und mit der Zeit verheiratheten diese jungen Christen sich unter einander, während in die Anstalten immer neue Waisen nachrückten.

So war ein freundliches Christendorf erwachsen, bewohnt von einer emporblühenden Gemeinde glücklicher Menschen, die mit emsigem Fleiß ihren eignen Lebensunterhalt erwarben und ihren Nebenmenschen Gutes thaten, als der Aufstand von 1857 ausbrach. Mit Mühe flüchteten die Christen in die sich gegen die Rebellen haltende Festung Agra, ihr ganzes Dorf aber wurde niedergebrannt. Die meisten Christen siedelten nun nach Allahabad über, doch begann man 1861 mit dem Wiederaufbau Sikandras, wo jetzt aufs Neue ein Christendörflein erstanden ist. Lenken wir unsre Schritte dahin.



Mehr einem Feenschloß als einer indischen Behausung gleich, sehen wir auf unserm Wege in einiger Entfernung unter dem tiefblauen Himmel einen schneeweißen Palast sich aus dem dunkeln Laub

der ihn umgebenden Gärten erheben. Es ist das von Schah Dschehan seiner Gemahlin Nur Mahal erbaute Grahmal, die Perle aller indischen Prachtbauten, an wunderbarer Schönheit selbst Kaiser Akbars Mausoleum übertreffend. In unmittelbarer Nähe von diesem letzteren befinden sich die von der Regierung den Waisenhäusern überlassenen Gebäude; das eine derselben, in dem sich die große Missionsdruckerei befindet, ist der Sage nach das Mausoleum einer portugiesischen Gemahlin Akbars. Aber nicht Grabesluft, sondern fröhliches, hoffnungsreiches Leben und Regen ists, was uns umfängt, wenn wir diese Räume betreten, sei es, daß wir an einem Werktag die flinken Setzer und Drucker bei ihrer Arbeit belauschen, daß wir den jüngeren Knaben in die Schule, aufs Feld, in die Zimmermannswerkstatt und den Mädchen zum Lernen, Nähen, Stricken, Strohflechten oder Reisstoßen folgen; sei's daß wir an einem Sonntag die ganze Schaar durch die schattige Allee zur Kirche ziehen sehen und sie mit hellklingenden Stimmen geistliche Lieder singen hören, oder daß wir uns an der Feierlichkeit ergötzen, mit der sie an einem ihnen bereiteten kleinen Feste ihre einfache Mahlzeit einnehmen. Eines fühlen wir, der Fürst der Auferstehung hat hier ein Wort des Lebens gesprochen, und fröhlich ziehen wir unsre Straße weiter.

Eine Stätte ernster Erinnerungen ist's, die uns auf der Fahrt nach Südosten zum nächsten Halt einläd, nämlich die Militärstation Kanpur, auf welcher 1857 der schaurigste Akt des großen Sipahi-Aufstandes seinen Abschluß fand. Bekannt ist ja, wie der verrätherische Nana Sahib aus dem nahen Bithur dem tapfern General Wheeler,*) der sich drei Wochen lang heldenmüthig gegen die Rebellen vertheidigt hatte, mit 800 Europäern freien Abzug anbot, ihm mit den heiligsten Eidschwüren Boote und Nahrung versprach und dann die Männer niederhauen, die Frauen und Kinder aber nach Kanpur zurückschleppen und noch zwei weitere schreckliche Wochen warten ließ, was aus ihnen werden solle, bis auf die Kunde von dem siegreichen Anrücken des von Bombay herbeigeeilten Helden Havelock auch sie auf die entsetzlichste Weise hingemetzelt und in einen nahen Brunnen gestürzt wurden. Auf dem Paradegrund von Kanpur streckten Kugelsalven auch die von Fatehgar und Farakhabad stromabwärts geflüchteten amerikanischen Missionsfamilien nieder. An der Stelle der Bangalas, Kasernen und Bazars, die sich im Halbkreis hinzogen, ist jetzt ein öffentlicher Garten angelegt, in welchem keine Vergnügungen

*) Nicht zu verwechseln mit dem „predigenden Obersten" Wheler.

erlaubt sind; in der Mitte desselben bezeichnet ein gothisches Versöhnungsdenkmal den Platz, an dem so viele unschuldige Opfer begraben sind. Ein lieblicheres Denkmal der Missionsfamilien aber als jene Gedächtnißsteine, ist der letzte Brief von Frau Freeman, der ihren Freunden zukam. Sie schrieb: „Unser Gemeindlein und wir selbst sind in Gottes Hand und wir wissen, daß Er herrscht. Wir haben keine Zuflucht außer unter Seine Flügel, und da sind wir in Sicherheit. Freilich mag Er unsre Leiber erschlagen lassen; aber wenn Er das thut, so wissen wir, daß Er gute Gründe dafür hat. Manchmal denke ich, unser Tod dürfte am Ende mehr Gutes schaffen, als wir in einem langen Leben vermöchten. Ist's so, dann geschehe Sein Wille. Sollte ich abgerufen werden, so bedauert nur nicht, daß ich hieher gekommen bin, denn recht fröhlich will ich für Den sterben, der sein Leben für mich gegeben hat."

Im heißen, dürren, staubigen Kanpur wirkte also schon 1810 ein Henry Martyn und nach ihm ein Daniel Corrie! Ein Katechist führte die Mission fort bis 1829; später kamen mit Unterbrechungen Baptisten bis 1835. Die Hungersnoth rief eine Waisenanstalt der Ausbreitungsgesellschaft ins Leben, neben welcher in der Folge ein christliches Dorf sich bildete.

Von Kanpur scheidend, kehren wir erst im 60 Stunden südöstlicheren Allahabad wieder ein. Ein überraschend schönes Fort, von Kaiser Akbar auf einer Landzunge zwischen dem Zusammenfluß von Jamuna und Ganges erbaut, überragt die Stadt und enthält eines der größten Arsenale Indiens. Das Evangelium wurde hier zuerst von Baptisten, dann seit 1836 auch von amerikanischen Presbyterianern verkündet, die namentlich den Jugendunterricht mit großem Eifer in die Hand nahmen und auch für die Zenana-Mission sehr thätig sind. Seit 1859 hat auch die englisch-kirchliche Gesellschaft hier ihre Arbeiter; ihre großentheils aus Einwanderern von Sikandra bestehende Gemeinde bewohnt ein eigenes, lieblich gelegenes Dorf in der Nähe der Stadt, durch deren Straßen zur Zeit der großen Mela alljährlich ein Menschengewimmel aus allen Theilen Indiens braust. Ist Allahabad doch einer der besuchtesten Wallfahrtsorte des Landes, weil nach der Meinung der Hindus sich hier mit der Jamuna und Ganga unterirdisch noch ein dritter heiliger Fluß, die Saraswati, verbindet! Jeder Pilger setzt sich sofort am Fluß nieder und läßt sich alle Haare seines Körpers scheeren (S. 80), denn die Schastras versprechen ihm für jedes seiner hier in den Strom geworfenen Haare

eine Million Jahre im Himmel. Darauf nimmt er sein Bad und bringt seinen Vorfahren die Todtenopfer. Viele verlieren beim Tauchen an den gefährlichsten, aber heiligsten Stellen ihr Leben; früher wurden Frauen und Kinder hier auch oft absichtlich als Opfer für die Göttin Ganga ertränkt.

Ein indischer Barbier.

Einmal indeß — es war ums Neujahr 1873 — hat Allahabad auch eine Festversammlung ganz andrer Art gesehen. Zwischen dem an der Jamuna gelegenen Missionshaus der Amerikaner und der Kirche erhoben sich zu beiden Seiten des breiten Wegs 50 große, von einigen Offizieren der Besatzung freundlich geliehene

Zelte (S. 82) — ein förmliches Heerlager, doch nicht von Streitern des Staats, sondern von denen der Kirche errichtet. Bibeln und Gesangbücher vertraten die Stelle der Schwerter und Flinten; das Gebet, die Schule der alten christlichen Helden, stand als die wichtigste Kriegsübung oben an; die vorherrschend schwarze Uniform wurde hin und wieder unterbrochen von dem Turban eines Mahratti oder dem wallenden Gewand eines würdevollen christlichen Maulwi. Die neu vollendeten Eisenbahnen hatten es nämlich den Vertretern fast aller in Nord- und Südindien arbeitenden Missionsgesellschaften ermöglicht, sich an diesem Knotenpunkt zu einer allgemeinen Konferenz zu versammeln. Unter den 136 Mitgliedern derselben befanden sich 122 Missionare, 2 Regierungskaplane und 12 Laien, und zwar ihrer Nationalität nach 38 Amerikaner, 32 Engländer, 19 Schotten, 3 Irländer, 3 Deutsche, 1 Norweger und 28 Eingeborne aus 6 verschiedenen Sprachgebieten. Am Christfest wurden die eine Woche dauernden Verhandlungen mit einer Gebetsversammlung eröffnet; am folgenden Sonntag feierten dann Anglikaner, Presbyterianer, Reformirte, Lutheraner, Baptisten und Methodisten in brüderlichem Verein das h. Abendmahl zum Zeichen, daß sie als Glieder ihres gemeinsamen Hauptes Christus hinwegblicken können über die hienieden nur zu oft trennenden Unterschiede der Nationalitäten und Kirchenformen, von denen drüben beim Hochzeitsmahl des Lammes doch keiner fortbestehen wird. Und sie durften erfahren, daß der Herr dabei spürbar in ihrer Mitte war. Ein kirchlicher Missionar schrieb: Das gemeinsame Abendmahl war eine sehr gesegnete Feier; hier, aber auch sonst, gewann es der Geist der Liebe manchen tief gewurzelten Vorurtheilen ab. Wie wenig verschieden waren doch die Ansichten gerade über die wesentlichsten Punkte, und wenn man sie Auge gegen Auge herzhaft anfaßte, schienen sie fast völlig zu verschwinden. Wohl waren in einer so großen Versammlung auch Brüder von engem Gesichtskreis zu finden neben den durchgebildetsten und allumfassendsten, aber die Beschränktheit des Verständnisses mußte immer wieder der Herzensweite weichen.“ Das Resultat seiner Eindrücke von den Berathungen aber faßte ein andres Mitglied der Konferenz in die Worte zusammen: „Ich habe noch nie eine so schöne Mischung männlicher Freimüthigkeit und brüderlicher Liebe gesehen.“

Aber wir eilen weiter. Ehe wir's uns versehen, hält unser Zug in Benares oder Kasi, dem Zion der Hindu's, von dessen geheiligtem Boden nach den Schastras eine große Königsstraße stracks

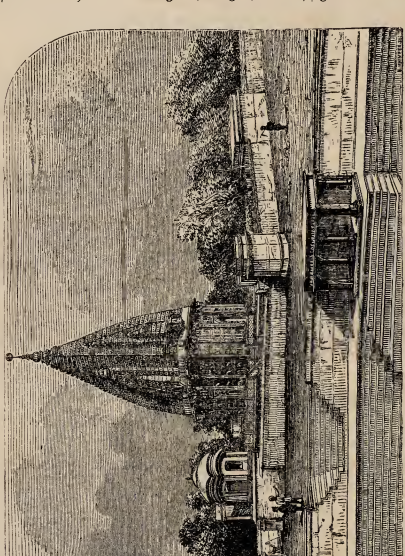
Missionszelte in Nordindien.

zum Himmel führt. Selbst der größte Verbrecher ist sicher, unmittelbar mit der Gottheit vereinigt zu werden, wenn er auf diesem geweihten Fleck der Erde den Geist aufgibt, denn:

„Wer in Kasi ziehet ein,
Der wird gleich von Sünden rein;
Wenn dein Aug' es nur erblickt,
Wird die Sünde schon erstickt!"

Vom Strom aus gesehen gewährt Benares einen wirklich großartigen Anblick. Tempel und Thürme, lange Säulengänge, breite Marmortreppen und umgitterte Terrassen ziehen sich untermischt mit dem dunkeln Grün der Pappeln, Tamarinden und Banianen an seinem Ufer hin (S. 84), während von Sonnenaufgang an bis Sonnenuntergang eine auf die verschiedenartigste Weise beschäftigte Menschenmenge am Wasser hinschwärmt. Von den engen, düstern Gassen der in malerischer Verwirrung hingestreuten Häusermassen dagegen geben selbst unsre finstersten, schmutzigsten Städte keinen Begriff: 2—6 Stockwerke hohe Häuser mit niedrigen Thüren und fast ohne Fenster, fassen einen Boden von feuchten Steinplatten ein, den die Sonne nie beleuchtet. Manche Straßen sind so schmal, daß ein Elephant kaum durchkommt; zudem versperren heilig gehaltene Stiere und Affen, die überall frei herumstreichen dürfen, auf jedem Schritt den Weg. Haufen erdfarbenen, abgezehrten Volks, in Lumpen gehüllte Bettler, Pilger und Kranke belagern die unzähligen Fakirhäuser, aus denen ein stetes Summen unharmonischer Instrumente schallt; ekelhafte Büßer, bedeckt mit Kalk, Kuhmist und Aussatz, mit struppigem Haar und künstlich verrenkten Gliedern stehen zu beiden Seiten der Hauptstraßen buchstäblich in ununterbrochenen Reihen. Einen vollständigen Eindruck von dieser sonderbaren Stadt bekommt man darum erst, wenn man aus der Höhe einen Blick in ihre Labyrinthe thut. Am besten geschieht dieß von der offenen Kuppel eines Minarets aus. Staunend gewahrt man da die stattlichen Gärten und geräumigen viereckigen Plätze, welche die Räume zwischen den hohen Gebäuden der engen Straßen ausfüllen. Einige dieser abschlossenen Zufluchtsörter sind außerordentlich schön, umgeben von steinernen Klöstern, geschmückt mit einer Fülle von Verzierungen und mit einem hohen Thurm versehen, der eine entzückende Aussicht gewährt auf die reiche Ebene ringsum mit ihren schattigen Wäldern und immer glänzenden Flüssen sammt den sich im Halbkreis um die Stadt herziehenden Dörfern, Landhäusern und Gärten. Die Hindu-

Universität mit 5000 Schülern, 300 Lehrern und einer Sternwarte, nebst den zahlreichen Kollegien und Schulen, in welchen die Brahmanen ihre verschiedenen philosophischen Systeme darlegen, machen Benares in gewissem Sinn zum indischen Athen; griechischen Schönheitssinn verrathen aber die grellfarbigen, vielköpfigen und vielarmigen



Benares.

Göttergestalten nicht, die man nicht nur in den Tempeln, sondern auch an der Vorderseite der meisten Häuser erblickt. Eine zweite Götzenstadt wie Benares gibt es wohl nicht in der Welt. Die Zahl derer, welche zu Siwas imposantem Tempel wallfahrten, betrug früher täglich etwa 10,000 und beläuft sich an hohen Festen noch immer

auf Hunderttausende. Viele Große lassen sich in ihrem höheren Alter ganz hier nieder, um ihre Todesstunde da zu erwarten.

Es war eine feierliche Stunde des Jahrs 1812, in der an diesem Mittelpunkt indischer Gelehrsamkeit und indischen Aberglaubens zum erstenmal ein Diener Christi die Mühseligen und Beladenen zu dem zur Erlösung des sündigen Menschengeschlechts in die Welt gekommenen Gottessohn einlud. Auch in Benares war ein mit den Serampur-Brüdern in Verbindung stehender Baptist — der ältere William Smith — der Erste auf dem Plan. Ihm war es geschenkt, 43 Jahre lang hier seine Netze auszuwerfen, mit Jedermann Gespräche anknüpfend, keine Volkshaufen scheuend, mit überwältigender Beredsamkeit auch auf weiten Predigtreisen zeugend. Anfangs erregte die Verkündigung des Evangeliums in den Straßen und Bazars der von Menschen wimmelnden Brahmanenstadt Aufsehen, dann Staunen und Verwunderung, Einwendungen, Widerspruch, Feindseligkeiten; nicht allzulange stand es indeß an, so fand sie auch Anklang und Billigung. Smith war es, der zuerst mit dem in Benares angesiedelten, sich bald dem Evangelium zuneigenden bengalischen Radscha Narayan Gopal bekannt wurde, welcher dann durch den 1817 hieher versetzten Kaplan Corrie der englisch-kirchlichen Gesellschaft die schöne Schenkung übermitteln ließ, aus welcher das für 600 Schüler eingerichtete Narayan Gopal-Kolleg hervorgegangen ist, eine der einflußreichsten höheren Lehranstalten Nordindiens. Unter den nachrückenden Arbeitern der englisch-kirchlichen Gesellschaft waren besonders der jüngere W. Smith und Miss. Leupolt gesegnet, letzterer namentlich auch durch die Gründung und Leitung der 1838 erstandenen Waisenhäuser, aus denen nun wohlgeordnete Gemeinden herausgewachsen sind.*) Seit 1820 betheiligt sich auch die Londoner Gesellschaft an der Arbeit in Benares; sie hat eine kleine Gemeinde gesammelt und unterhält mehrere Schulen.

An mancher Stadt vorüber, in der theure Geschwister des Tages Last und Hitze tragen, aber auch den Morgenthau himmlischer Erquickungen genießen dürfen, eilen wir weiter nach Kalkutta, der Hauptstadt Britisch-Indiens. Sie zieht sich 2 Stunden lang am linken Hugly-Ufer hin (S. 86); ihr gegenüber liegen auf der rechten Seite des Stroms die Dörfer Sibpur, Sulki und Haurah, dessen großartiger Bahnhof uns zunächst aufnimmt. Dampffähren halten

*) Eine ansprechende Schilderung des dortigen Lebens enthält der Basler Traktat: „Verloren und gefunden.“

beide Ufer des mit einem Wald von Masten und Segeln bedeckten Stroms in beständiger Verbindung. Der nördliche Theil Kalkutta's oder die „schwarze Stadt" beherbergt die eingeborne Bevölkerung, der südliche die europäische. Die Hindustadt hat enge Gassen, obwohl die Häuser der Reicheren hoch sind; die weiße Stadt dagegen prächtige Straßen und Paläste, namentlich im Tschauringhi-Viertel, wo die Häuser in griechischem Stil mit geräumigen Veranda's gebaut sind. Zwischen Tschauringhi und dem Fluß liegt das mit mehr als 600 Kanonen armirte Fort William und der großartige Palast des indischen Vicekönigs. Wie wenig ahnte wohl das schutzlose Häuflein englischer Kaufleute, das vor etwa 200 Jahren hier um seinen kleinen Grundbesitz von etlichen Morgen Landes einen Graben zog, daß der hier residirende Vertreter der englischen Krone einmal ein Reich von 240 Millionen Seelen beherrschen werde, dessen Grenzen bis hinüber zum persischen Meere und von den Höhen des Himalaja hinabreichen werden bis zum Kap Komorin!

Ein überwältigendes Bild von der Pracht und Fülle tropischer Vegation gewährt der südlich von der Esplanade gelegene Regierungsgarten, worin ein einziger Banianenbaum (Ficus indica) (S. 88) fast zwei Morgen Landes bedeckt. Du begreifst hier, wie der Mensch dazu kommen mag, das Geschöpf über den Schöpfer zu erheben und von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit in schnöden Naturdienst hinabzusinken. „Ist's doch, als ob hier die ganze Natur Schlingen nach dem Menschen auswürfe und der Geist sich nur deßhalb so hoch hinaufgeschwungen hätte, um recht tief in die Welt hinabsinken zu können. Der Banianenbaum, der aus ungeheurer Höhe herab seine Luftwurzeln in die Erde senkt, um sich auf's Neue zu erheben und dann auf's Neue der Erde zuzuneigen, ist wohl geeignet, diese traurige Wahrheit zu versinnbildlichen. Wo er freies Spiel hat, bildet er zuletzt einen förmlichen Wald um sich her, aber seine kleinen, feigenartigen Früchte sind nur für die Affen."

Auch der Europäer unterliegt diesen klimatischen Einflüssen um so leichter, als die Hitze ihm nicht gestattet, in gewohnter Weise thätig zu sein, und die bis in's Kleinlichste verzweigten Kastenabstufungen, deren man in Bengalen nicht weniger als 1000 zählt, ihm eine zu Hause unbekannte Schaar von Dienstboten aufdringen. Humoristisch schrieb einmal ein Engländer über diese Nöthen: „Der Mann, der das Bett macht und den Staub von den Möbeln abwischt, würde um alle Schätze Indiens sich nicht dazu hergeben, einen

Teller von einem Ende des Tisches an das andre zu befördern. Man muß einen Mann für's Schlafzimmer und einen für's Eßzimmer haben, einen zum Wassertragen und einen Andern zum Putzen; einen, der das Pferd — so man eines hat — anspannt, und einen Andern, der dasselbe mit Futter versorgt; einen, der da kocht,

Bananenbaum.

und einen Andern, der das Geschirr wäscht, einen Schneider, einen Waschermann, und wo Kinder sind, eine Aja, in der Regel auch noch einen Gärtner und einen Thorhüter, und dann noch jene unentbehrlichen Herren, welche die Pankas in Bewegung zu setzen pflegen, außer wenn sie es vorziehen, zu schlafen." Selbst die Missionare, die ja nicht kommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen,

bedürfen hier besonder Wachsamkeit, um sich in allen Lebensbeziehungen als rechte Knechte Christi zu erweisen.

Naturgemäß ist Kalkutta als Landungsplatz der Ausgangspunkt fast der gesammten Missionsthätigkeit in Bengalen geworden. In brüderlicher Eintracht theilten die Sendboten der verschiedenen Gesellschaften — eine schmerzliche Ausnahme abgerechnet — sich in die Arbeit in der ungeheuren Stadt, wobei von Anfang an der Jugendunterricht mehr in den Vordergrund trat als die direkte Verkündigung des Evangeliums. Der letzteren widmete sich vor allen Andern in Stadt und Land mit unermüdlichem Eifer der von einer niederländischen Gesellschaft ausgesandte und dann in den Dienst der Londoner Gesellschaft getretene Schweizer Lacroix (1821—59), ein Mann von ebenso imposanter als herzgewinnender Persönlichkeit, dessen Tochter, die nachherige Gattin von Miss. Mullens, die eigentliche Gründerin der Zenana-Mission wurde. Strebsame Jünglinge durch in englischer Sprache ertheilten wissenschaftlichen Unterricht zu fesseln, verstand in so wunderbarem Grade der 1830 angelangte Schotte Duff, daß seine am ersten Tag von 5 Knaben besuchte Schule am zweiten Tage 20, am dritten 80, am vierten 200 neue Anmeldungen erhielt, während sie doch nur 120 Zöglinge fassen konnte. Er wurde in den Jahren 1830—1864 für Indien das, was in den 30 ersten Jahren des Jahrhunderts Carey gewesen war: der mannhafte Vertreter des Evangeliums gegenüber der Regierung, der Presse, der ganzen gebildeten Gesellschaft, sowie der Bahnbrecher für eine ganze Reihe wohlthätiger Reformen, namentlich auf dem Gebiet des Unterrichtswesens. Die Meisten der ihm zuströmenden jungen Leute waren von wirklichem Bildungsdrang beseelt, während freilich ihre Eltern fast ohne Ausnahme lediglich das äußere Fortkommen ihrer Söhne im Auge hatten und sich über den von Anfang an offen erklärten Missionscharakter der Anstalt damit trösteten, daß doch gewiß keines ihrer Kinder so dumm und so gottlos sein werde, das Christenthum anzunehmen. Aber das Wort Gottes kehrte in dieser wie in den niedren Missionsschulen nicht leer zurück, und manche junge Seele rang sich unter den erschütterndsten Kämpfen von den Fesseln des väterlichen Aberglaubens zur seligen Freiheit der Kinder Gottes durch. Heiße Verfolgungen brachen über die angefaßten Jünglinge herein; ein junger Brahmane z. B., der sich bereits in das von Bischof Middleton gegründete, unter der Leitung der Ausbreitungsgesellschaft stehende bischöfliche Kollegium zur Ausbildung eingeborner Missionare

geflüchtet hatte, wurde unter falschen Vorspieglungen in ein Boot gelockt, um entführt und durch Hunger zum Abfall gezwungen zu werden, und als man das verfolgende Missionsboot gewahrte, in den Strom geschleudert, aus dem ihn jedoch der ihm nachjagende Lehrer noch retten konnte (s. Abb.). Lange Zeit gab es stürmische Auftritte,

Auf dem Hugly.

wenn es zu Bekehrungen und Taufen kam; da und dort blieben auch plötzlich alle Schüler weg, weil den Eltern von den Stimmführern ihrer Kaste mit Ausschließung gedroht wurde, wenn sie ihre Söhne noch ferner in die Schule schicken. Zuletzt hörten diese Aufregungen aber fast auf, weil man den Widerstand unmöglich fand und von Hindus errichtete Schulen, welche, das Christenthum ausgenommen, das Gleiche zu lehren versprachen wie die Missionsschulen, keinen Bestand hatten. Mehr und mehr fanden sogar auch Mädchenschulen Anklang, da viele gebildete junge Hindus jetzt keine Frau mehr haben wollen, die nicht wenigstens lesen kann; bereits bestehen denn auch drei Anstalten zur Heranbildung eingeborner Lehrerinnen (S. 91). Unter beiden Geschlechtern kommt es aber bei Vielen, die innerlich ganz mit dem Hinduismus gebrochen haben, nicht zum letzten, entscheidenden Schritt des öffentlichen Bekenntnisses. Ach, welch' ernste Bedeutung gewinnt da das Wort unsres Herrn: „Wer da glaubet und getauft wird, wird selig werden!“ Namentlich bei jungen Männern kann man bis zu einem gewissen Punkt den Glauben deut-

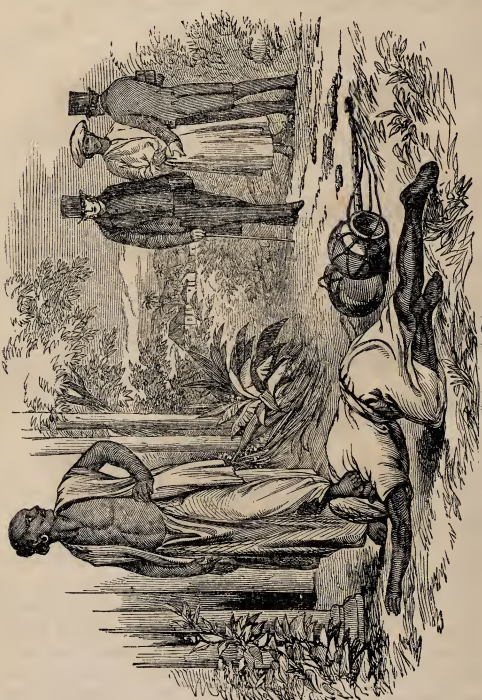
lich, ja oft sogar schnell zunehmen sehen, dann aber kommt die Stunde der Entscheidung. Bei ihr angelangt mag es eine Zeit des Schwankens und des scheinbaren Stillstands geben. Wird der entscheidende Schritt nicht gethan, so erkaltet allmählich die Liebe, der Ernst und Eifer läßt nach, der Glaube schwindet, und nur zu oft versinkt ein Mensch, der mit alleiniger Ausnahme der Taufe schon ein Christ war, wieder in die äußerste Gleichgiltigkeit, oder er wird gar ein Feind und Ver-

Hindu-Lehrerinnen.

ächter. In einer ähnlichen Bewegung ist gegenwärtig die reformatorische Hindusekte der Brahmaisten begriffen, die, durch die Berührung mit dem Evangelium an den indischen Göttern irre geworden, mit Uebergehung des Christenthums, von dem sie eine Zeit lang nicht ferne schien, zum Glauben an Einen Gott zurückkehren wollte.

Doch zählt Kalkutta und seine Umgebung nun über 10,000 eingeborne Christen, und an ihnen wird offenbar, wie erst die in Jesu erschienene Leutseligkeit Gottes die gegen Thiere oft so freundlichen

Hindus lehrt, mit den Menschen menschlich umzugehen. Sind auch die Zeiten vorüber, in denen sich der Sudra vor dem stolz einherschreitenden Brahmanen zur Erde niederwarf, um von ihm mit einem Fußtritt beglückt zu werden, wie die ersten Missionare dieß sahen



Brahmane und Sudra.

(s. Abb.), so trennt doch immer noch der Kastengeist den Menschen vom Menschen und tödtet die natürliche Liebe. Nur Ein Beispiel hievon. Vor wenigen Jahren besuchte ein wackrer englischer Beamter

Im Garten des Radscha von Burdwan.

mit seiner Frau den Radscha von Burdwan und besah sich auch dessen Garten, in dem allerlei wilde Thiere für die Schaulustigen aufgestellt waren. Ein Auskehrer stand vor des Wolfes Käfig und

berührte unvorsichtiger Weise die eisernen Stäbe desselben. Sogleich ergriff der Wolf seine Hand und zerbiß sie fürchterlich. Hindus in Masse standen umher, aber Niemand nahm sich des Auskehrers an: wie könnte man auch einem solchen Unreinen nahen? Ein belustigender Anblick für die hohen Herren war es, als der Engländer herbeilief und ihn befreite (S. 93); aber fast zum Entsetzen steigerte sich ihre Verwunderung, als der Christ nun seiner Frau Taschentuch nahm und damit sorgfältig die zerrissene Hand verband, damit der Arme sich nicht verblute, ehe der Regierungsarzt, zu dem er gebracht wurde, ihm bessern Beistand leisten könne. Ein so natürlicher Dienst, Angehörigen fremder Kasten erwiesen, scheint den Hindus unnatürlich.

Ein schönes Beispiel der Opferfreudigkeit, zu der die Liebe Jesu manches Hinduherz willig macht, ist der vor mehreren Jahren in Kalkutta getaufte, gelehrte Mathura Nath Basu. Kurz nach seiner Bekehrung machte ein bengalischer Kaufmann, selbst ein bekehrter Brahmane, auf eine Klasse von Auswürflingen aufmerksam, die 36 Stunden nördlich von Kalkutta sich in den Sümpfen des Faridpurdistrikts angesiedelt hatten und erbot sich, irgend einem, der sich ihrer annähme, 1200 ℳ des Jahrs zu geben. Es waren Glieder verschiedener Kasten, die einst das Unglück hatten, von einem ungemein heiligen Brahmanen alle zusammen verflucht zu werden. Darauf hin hatten sie ihre Heimat verlassen und mit großer Anstrengung inmitten jener Sümpfe Hügel aufgehäuft, um Häuser darauf zu bauen, in denen sie und ihr Vieh während der Ueberschwemmungen gesichert wären. Dort lebten sie mit Ackerbau, Fisch- und Vogelfang, auch etwas Matten- und Körbeflechten beschäftigt, in heißen Zeiten vom Wassermangel, in nassen von Wassersnoth bedroht, aber als körperlich kräftige, vor den nichtverfluchten Nachbarn durch Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe sich auszeichnende Leute bekannt. Nur ihre Häuptlinge hatten sich mit Lesen und Schreiben befaßt, während im Allgemeinen krasse Unwissenheit herrschte. Nicht sobald hörte Basu davon, so gab er sein einträgliches Professorat und seine bequeme Wohnung in der Hauptstadt Indiens auf, um mit seiner gleichgesinnten Gattin ein Leben voll Entbehrung in den Morästen von Faridpur anzutreten. Wohl ein halbdutzendmal des Tags hat er da knietief durchs Wasser zu gehen und liegt manchmal Tagelang an den Folgen darnieder. Bald nach seiner Ansiedlung starben ihm Gattin und Kindlein weg; aber auf ihrem Todbette noch bestimmte die Sterbende, daß ihre Juwelen verkauft und für die Ausbreitung des Reiches Gottes ver-

wendet werden sollen. Das erste Jahr (1874) war ein schweres und brachte nicht viel Ermuthigung; im zweiten aber durfte Basu 11 Erwachsene taufen, ein verheißungsvolles Angeld weiterer Siege.

Sind aber in Indien, wie einst in der römisch-griechischen Welt der Weisen, der Gewaltigen, der Edlen nach dem Fleisch, die dem Ruf zum Himmelreich folgen, im Ganzen nur wenige, so offenbart sich dagegen an den verachteten Stämmen der nicht arischen Ureinwohner aufs Neue, wie Gott gerade das Thörichte, das Schwache, das Unedle vor der Welt erwählt hat, daß Er zu Schanden mache, was weise und angesehen ist. Zu diesen Resten der Urbevölkerung wenden wir uns zum Schluß.

7. Das Evangelium unter den Bergstämmen Bengalens.

„Nicht von Menschen, sondern von Gott" — das ist das Siegel, welches bereits die Gründungsgeschichte derjenigen Mission an der Stirne trägt, welche man schon „die Perle der deutsch-evangelischen Missionen" und „eine Ehrensache der evangelischen Christenheit Deutschlands" genannt hat, die man aber fast mit ebensoviel Recht als „das Aschenbrödel der deutschen Mission" oder „die Schande der evangelischen Christenheit Deutschlands" hätte bezeichnen können. — Im Lauf des Jahrs 1844 trafen einige Goßner'sche Brüder in Kalkutta ein mit dem Auftrag, in Barma unter den Karenen, oder falls dieß nicht möglich sei, in Tibet eine Mission anzufangen. Beides stellte sich als unthunlich heraus. Weiterer Winke des Herrn harrend, blieben sie bei Dr. Häberlin in Kalkutta. Einst, als sie von dessen Wohnung aus ihren Morgenspaziergang machten, fielen ihnen einige dunkelfarbige Eingeborne von äußerst verkommenem Aussehen ins Auge, die an den Abzugskanälen der Stadt arbeiteten. Nach Hause zurückgekehrt, hörten sie, daß diese Kols aus Westbengalen seien. Mit freudigem Erstaunen vernahmen Häberlins die theilnehmenden Fragen der Brüder, da schon fromme Engländer in Rantschi, dem Regierungssitz von Tschutia Nagpur, sich mit der Bitte um Missionare an Dr. Häberlin gewandt hatten. Die Brüder freuten sich des Arbeitsfelds, das sich vor ihnen aufthat und ließen sich der vorgerückten Jahreszeit wegen zunächst in Bankura nieder. Am Anfang des folgenden Jahrs brachen sie, durch zwei neue Brüder verstärkt, nach Rantschi auf und begannen die Gründung ihrer Station. Sie erhielten von dem dortigen Radscha einiges Land und machten sich nun eifrig ans Werk, mit eigner Hand ihre kleinen Wohnhäuser zu

bauen. Doch bald mußten sie die Unvorsichtigkeit, mit der sie sich den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt hatten, theuer bezahlen. In wenigen Jahren waren vier von ihnen gestorben, und eines ihrer ersten Besitzthümer war ein Begräbnißplatz für ihre Todten. Indessen erlernten die Uebrigen die Sprache und eröffneten eine kleine Schule. Vier Jahre lang aber durften sie keine Frucht ihrer Arbeit sehen. Schon dachten sie in ihrer Niedergeschlagenheit daran, diesen Posten aufzugeben und sich lieber zu den eigentlichen Hindus in den nahen Thalebenen zu wenden, als sie im J. 1850 vier Erstlinge taufen durften. Nun sahen sie, wie das Missionswerk, so gut wie der Landbau, seine Zeit haben muß. Das Evangelium wurde allmählich bekannter; viele fragten begierig nach dem neuen Wege; die schon Angefaßten wurden tiefer gegründet; die Saat gieng auf und wuchs, ohne daß die Brüder recht wußten wie ihnen geschah. Betrug die Zahl der Getauften 1850 elf Erwachsene, so kamen 1851 27, 1852 38, 1854 65, 1856 96 neue Gemeindeglieder hinzu. Beim Ausbruch des Aufstands zählte das eingeborne, in mehr als 60 Dörfer zerstreute Christenhäuflein mit Einschluß der Kinder schon 800 Seelen.

In mancher Beziehung standen der Ausbreitung des Evangeliums unter den Kols weniger Hindernisse im Wege als unter den Hindus. Ziemlich frei von den Familienrücksichten, welche diesen letzteren den Uebertritt zum Christenthum so schwer machen, konnten sie sich offen dazu bekennen und es ihren Nachbarn anpreisen, sobald sie an ihren Herzen etwas von seiner beseligenden Kraft erfahren hatten. Allmählich erwachte aber auch hier der Grimm der Feinde. Wiederholt regten die Zemindars das Volk gegen die Neubekehrten auf, falsche Anklagen wurden gegen sie bei den Gerichtshöfen eingereicht, ihre Häuser von bewaffneten Banden geplündert, ihre Reisvorräthe, ihr Geld, ja selbst die Dächer ihrer Wohnungen und der Schmuck ihrer Frauen fortgenommen, sogar Vergiftungen kamen vor. Doch gerade unter diesen Trübsalen wuchs ihr Glaube und es wurde ihnen Gnade geschenkt, den Raub ihrer Güter mit Freuden zu erdulden.

Da brach der Militäraufstand aus, der auch in dieser Provinz alle Bande bürgerlicher Ordnung löste. Die englischen Civil- und Militärbeamten suchten ihr Leben durch die Flucht zu retten, um so schwerer aber hatten die eingebornen Christen zu leiden. Wer fliehen konnte, floh. Aber welch' eine Flucht gerade in den schwersten Tagen der Regenzeit! Sechs Wochen mußten die Flüchtlinge in Wäldern, Bergen und Höhlen zubringen ohne andere Lebensmittel

als Wurzeln u. dgl.; wer von den Feinden ergriffen wurde, hatte Verspottung und Mißhandlung der rohesten Art zu erleiden. Das war eine Feuertaufe, in welcher sich die christliche Ueberzeugungstreue der Kolsgemeinde auf's Herrlichste bewährte. Nicht ein Einziger fiel, durch solche Gewaltthaten eingeschüchtert, ab. Mit schlichter, unbeugsamer Festigkeit blieben sie ihrem Erlöser treu. „Gott und der Herr Jesus ist so groß und du bist so klein, und du willst mich zwingen, den Herrn zu verlassen! Wie dumm bist du! Das wird nicht geschehen. Sterbe ich, so sterbe ich; den Herrn verlasse ich nicht." Das war ihr Sinn und Zeugniß gegenüber ihren Verfolgern. Viele durften indeß auf ihrer Flucht eine ganz unerwartete Freundlichkeit von Fremden erfahren, und bald stellten englische Soldaten die Ordnung wieder her und nahmen die Rebellen gefangen, deren Hauptanstifter sie in Rantschi aufhängten.

Nun kehrten die Missionare zurück und suchten ihre Gemeinden wieder zu sammeln. Staunend sahen die Feinde, wie das Christenhäuflein wuchs; noch war die Ruhe kaum wieder hergestellt, als sich schon 150 neue Leute zur Taufe meldeten. Besonders segensreich sowohl für die Gemeinden selbst als für die Ausbreitung des Evangeliums war das von den Missionaren schon früh eingeführte Aeltestenamt. Diese von der Gemeinde erwählten und vom Missionar durch Handauflegung bestätigten eingebornen Aeltesten haben trotz ihrer oft sehr geringen Kenntniß des Wortes Gottes, und obschon sehr wenige von ihnen schreiben, ja die meisten kaum lesen konnten, doch mehr als alle Missionare zur Ausbreitung des Christenthums gethan. Weil diese Gemeindevorsteher in den 5—16 Stunden von Rantschi entfernten Dörfern selbständig Gottesdienst hielten, über der Sonntagsheiligung wachten, über Kranken beteten, die Todten mit Gebet beerdigten, die in Sünde fallenden ermahnten und straften, die Heiden, welche sich bekehren wollten, als „neue Christen" in die Gemeinde aufnahmen, ihnen die Zöpfe und heidnischen Schmuck abnahmen, ihr Haus von den Zeichen des Aberglaubens und der Zauberei reinigten und anfiengen, ihnen „den christlichen Weg" zu zeigen, bekam das Christenthum unter den Kols von Anfang an ein volksthümliches, von europäischem Einfluß unabhängiges Gepräge trotz aller ihm im übrigen anklebenden Schwächen. Ueberall, wo Christen in der Nähe waren, fiengen die Eingebornen an, sich ihres Teufelsdienstes zu schämen, und nie wollten sie einem Missionar gestatten, denselben zu sehen. „Wer sagte dir denn von Jesus Christus?"

fragte einer der Letzteren eine Frau, die nach Ranstschi gekommen war. „Wer?“ erwiderte diese, „diese Lehre ist ja über das ganze Land verbreitet.“

Zu Hunderten und Tausenden strömten die Heiden jetzt in die Kirche. Die als Anhänger der Engländer von den Empörern verfolgten Christen wurden von der zurückkehrenden Regierung nun mit Wohlthaten überhäuft; dadurch wuchs das Zutrauen der Kols zur englischen Regierung nicht nur, sondern auch zur christlichen Mission. Begeistert faßten mit den schon früher Christ gewordenen Dorf- und Stammeshäuptlingen die einflußreichen Männer des Volks jetzt den Gedanken auf: „Wir wollen dem nutzlosen, quälenden Teufelsdienst unter Jesu Schutz den Abschied geben, uns von den Missionaren unterrichten lassen, Christen werden und dann uns durch Hilfe des Herrn, der Missionare und der englischen Regierung von den ungerechten Bedrückungen der eingewanderten Hindus befreien und das Land, welches sie uns unrechtmäßiger Weise genommen, wieder an uns bringen.“ Schaarenweise wurden die Leute hiedurch zum Uebertritt bewogen. In manchen Gegenden kam es sogar vor, daß einige handfeste und redegewandte Christen an der Spitze einer Schaar in die Dörfer zogen und die Hindu-Dorfpächter wie im Namen der Regierung zwangen, alles den zum Christenthum übergetretenen Kols früher geraubte Land herauszugeben. Wie weit die Missionare von diesem Unfug wußten oder nicht wußten, ist schwer zu entscheiden; es mangelte eben durchaus an Kräften, um die stets wachsende, auf 150 deutsche Quadratmeilen zerstreut lebende Christengemeinde recht zu bedienen und zu leiten und den Unterricht von Tausenden, die sich aus den verschiedensten Beweggründen zur Taufe meldeten, zu überwachen, geschweige denn selbst zu ertheilen. Kein Wunder darum, daß die großentheils sich selbst überlassenen Christen immer mehr in jenes demagogisch-revolutionäre Treiben hineingeriethen.

Bald kam es zu blutigen Schlägereien zwischen den Christen und ihren heidnischen Stammes- und Bundesgenossen auf der einen und den Hindu-Dorfpächtern und Grundbesitzern auf der andern Seite. Die englische Regierung mußte endlich einschreiten und von beiden Parteien eine Anzahl Betheiligter ins Gefängniß setzen. Jetzt nahmen die englischen Beamten wieder eine kühle und mißtrauische Haltung gegen die Christen an, wodurch manchmal auch Unschuldige zu leiden bekamen. Aber auch nachdem sich die Gunst der Regierung in offenbare Ungunst verwandelt hatte, hörte die nun einmal mächtig

durchs ganze Land rauschende Flutwelle christlicher Geistesbewegung nicht auf, viele Heiden fast wider ihren Willen ins Netz der evangelischen Kirche zu treiben. Die Beweggründe des Uebertritts waren immer dieselben: Gebetserhörungen der Christen, wunderbare Träume, Sehnsucht nach Freiheit vom Dämonendienst, Verlangen nach Freiheit und Licht, verwandtschaftliche Verhältnisse zu den bereits Bekehrten, Hoffnung auf Schutz gegen Unterdrückung u. s. w.

Eines der bedeutendsten eingebornen Werkzeuge zur Ausbreitung des Christenthums war der glaubensstarke und bekenntnißtreue Paulus Russua. Schon ein wenig mit den Missionaren bekannt, ihrer Lehre aber durchaus nicht zugethan, fiel dieser Mann 1857 auf der Reise durch einen dunkeln Wald einer Räuberbande in die Hände. Nachdem sie ihn und sein Weib niedergeworfen, sie ihrer Kleider und sonstiger Habseligkeiten beraubt hatten, drohten die wilden Gesellen Russua zu enthaupten. In seiner Todesangst fallen diesem die Worte ein, die er einst von dem Missionar gehört, und ohne sich lange zu besinnen ruft er: „O Jesu! der Padre Sahib hat mir gesagt, daß du Macht hast, auch vom Tode zu retten; wenn du mir jetzt hilfst, so werde ich die Dämonen verlassen und ein Christ werden.“ Wunderbar wie die plötzliche Erinnerung in Russuas Seele ist die Wirkung dieses Gebets auf die Räuber. Bangen Herzens halten sie in ihrem ruchlosen Vorhaben inne. Einer ruft: „Thue dem Mann nichts, siehe er redet mit Gott.“ Sie geben alles Geraubte zurück und Russua läßt sich, seines Gelübdes eingedenk, zu den Missionaren bringen, legt die Abzeichen des Heidenthums ab, lernt die 10 Gebote, das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser und kehrt dann in seine Heimat zurück. Hier erwartet ihn Verfolgung, Mißhandlung und Gefängniß. Aber durch alle Martern hindurch entbrennt in ihm lebendiger denn je der Wunsch, sich durch die h. Taufe ganz seinem Heiland übergeben zu können und mit Ihm aufs Innigste verbunden zu werden, für den er schon so viel gelitten und dem er durch sein Zeugniß und Beispiel schon ganze Schaaren von Jüngern zugeführt hat. Endlich wird sein Wunsch erfüllt. Mit Weib und Kind geht er nach Rantschi und erhält nach 5wöchentlichem Unterricht die ersehnte Taufe. Dann kehrt er in sein Dorf zurück, um das Opfer neuer Quälereien, aber auch das Mittel neuer Erweckungen und Bekehrungen zu werden. Wo nur ein Funke von Empfänglichkeit sich zeigt, da ist er bei der Hand, betet mit den Kranken, tröstet die Verfolgten, ermahnt die Sünder; allen ist er Bruder, Freund und

Vater. Wo irgend eine schwierige Sache zu ordnen ist, da wird Paulus hingeschickt; menschlich geredet, sind durch ihn mehrere tausend Heiden zum Reich Gottes geführt worden.

So dehnte die christliche Kolsgemeinde sich durch den in ihr lebenden frischen, erobernden Missionsgeist trotz all ihrer Schwächen immer weiter aus. Am Schluß des Jahrs 1868 belief sich die Gesammtzahl der Getauften bereits auf 10,000 Seelen. Aber gerade in diesem Jahr brach eine Krisis herein, durch die aller Menschenruhm gründlich vernichtet wurde. Von Anfang an hatte es der ganzen Mission an einer festen und geordneten Leitung und Organisation gefehlt. Gerade weil die andern Missionsgesellschaften ihm zu weltlich politisch verfaßt zu sein schienen, hatte Goßner angefangen, seine eignen Missionare auszusenden, die in Betreff ihres Verhaltens sowohl als ihres Lebensunterhalts lediglich auf sich selber angewiesen waren, wenn der treue Alte es auch an Aufmunterung, Rath und Handreichung nicht fehlen ließ. So geriethen denn die Kolsmissionare sehr bald nicht nur in allerlei äußere Verlegenheiten und Nahrungssorgen, sondern arbeiteten auch trotz aller Aufopferung im Einzelnen, im Ganzen doch ohne Plan, Beständigkeit und Ordnung, so daß bei den sich von Jahr zu Jahr häufenden Aufgaben gerade das Nöthigste oft ungeschehen blieb. So lange Goßner lebte, konnte die Macht seiner Persönlichkeit die Schwächen seiner Praxis ausgleichen; ein großer Fehler war es aber, daß — freilich zum Theil aus Pietät gegen den seligen Gründer der Mission — das Kuratorium es auch nach seinem Tode noch über 10 Jahre lang beim Alten ließ, nicht erkennend, daß ohne Goßners Persönlichkeit die Form seines Wirkens der Mission geradezu schädlich werden mußte. Immer mehr sank darum das Kuratorium in Berlin, an dessen Spitze der Reihe nach der General-Superintendent Büchsel, Miss. Prochnow und Miss. Ansorge standen, zu einer bloßen Zahlungsmaschine herab, während die alten Missionare in eine solche Opposition gegen die heimische Leitung und in eine solche Gewaltthätigkeit hineingeriethen, daß sie auch die trefflichsten der ihnen von Berlin aus nachgesandten Brüder kaum mehr recht neben sich aufkommen und kollegialisch mitarbeiten ließen. Als nun im J. 1868 Inspektor Ansorge selbst in Tschutia Nagpur erschien und leider nicht mit der wünschenswerthen Weisheit und Milde die Autorität des Kuratoriums geltend machen wollte, verließen sechs der älteren Missionare ungestüm das Missionsgehöfte, um ein andres Haus zu beziehen und durch

Ablockung der Mehrzahl der Schulkinder und Katechisten eine Gegenmission zu errichten.

Vielleicht hätte sich auch nach diesem traurigen Auftritt noch ein Ausgleich finden lassen, hätte sich nicht die romanisirende Ausbreitungsgesellschaft eingemischt. Trotz aller Proteste kam der hochkirchliche Bischof Milman aus Kalkutta nach Ranntschi, und von ihm ließen sich im April 1869 die Gebr. Batsch und Miss. Boh gleich hinter einander erst zur Diakonen- und dann zur Priesterwürde reordiniren und etwa 300 Kolschriften durch Ertheilung der Firmelung in die anglikanische Kirche aufnehmen. Damit war der Riß unheilbar geworden. Die große Masse der Kolschriften blieb jedoch der Goßnerischen deutschen Mission treu, und für diese sind jene beklagenswerthen Vorgänge entschieden ein heilsames Läuterungsfeuer gewesen, aus welchem sie reiner und gesunder hervorgegangen ist und einer gedeihlichen, segensreichen Vollendung entgegengeführt wurde. Ihre bald nach der Spaltung von dem neuen Missionsinspektor Plath durchgeführte Organisation erwies sich als ein festes Band unter den Missionaren, das ebenso die Alleinherrschaft eines Einzelnen, als die Zersplitterung der Kräfte verhinderte. Ein gedeihliches, brüderliches Zusammenwirken aller Missionare mit ihren verschiedenen Gaben und Kräften wurde durch sie ermöglicht, Ordnung und Gesetzmäßigkeit hergestellt und den eingebornen Christen die wünschenswerthe Mitwirkung gestattet.

Wenn es auch schmerzlich ist, daß nun im Kolslande zwei mit einander rivalisirende Gesellschaften sich gegenüber stehen, so hat doch schon die seitherige Erfahrung gelehrt, daß gerade diese Rivalität zu gegenseitiger Kontrole und zur Anfachung christlichen Wetteifers nicht unersprießlich gewesen ist. Blicken wir jetzt, wo die Gemüther beruhigt und die Verhältnisse geklärt sind, auf jenes schwere Jahr zurück, so müssen wir in dem Geschehenen eine neue Erfüllung jenes Josephsworts erkennen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß Er thäte, wie nun am Tage ist, zu erhalten viel Volks.“ „Durch die Krisis des Jahrs 1868 hat Gott die Sünden und Fehler, mit denen jene Mission und ihre Arbeiter behaftet waren, richtend aufgedeckt. Tief wurden alle Betheiligten gedemüthigt. Schmerzhafte Wunden haben sie aus dem heißen Kampfe mitgebracht, Wunden, die wohl hienieden nie ganz heilen werden. — Aber das ist unsres Gottes Art, daß Er erst demüthigt, wenn Er erhöhen will. Und erhöhet hat Er das herr-

liche Werk der Kolsmission recht sichtbarlich; sie hat durch jenes schwere Jahr entschieden mehr gewonnen als verloren. Ein andrer Geist ist in die Arbeit gekommen. Die Christengemeinde, die wesentlich bloß eine Taufgemeinde war, hat seitdem angefangen, eine Gemeinde der Heiligen zu werden."

Eine Freude war es schon, gleich nach Errichtung jener Gegenmission zu sehen, wie die Christen sich durch dieselbe nicht irre machen ließen, sondern nach wie vor in ihr Zion, die alte Christuskirche zu Kantschi gepilgert kamen, obschon die Gegenpartei kaum ein Mittel unbenützt ließ, sie zu sich herüberzuziehen. Sehr schön offenbarte sich vielfach ihre kindlich feste Ueberzeugung davon, daß die christliche Gemeinde, welcher sie angehörten, eine Einheit sei und bleiben müsse. Wenn ihnen von Engländern oder eingebornen Christen gesagt wurde: „Ihr müßt den Missionaren folgen, die euch getauft haben", antworteten sie: „Nicht ein Sahib, der Herr Jesus und der heil. Geist hat mich zum Christen gemacht." Oder: „Um eines Missionars willen, damit ich bei ihm bliebe, bin ich nicht Christ geworden, sondern um des Herrn willen. Wenn der Missionar nach Europa geht, sollen wir ihm da auch nachlaufen?"

Bedeutendere Geldbeisteuern zu den kirchlichen Ausgaben hat der Druck ihrer äußern Lage den Kols bis jetzt unmöglich gemacht. Drängt man sie in diesem Stück, so ist ihre stete und nur allzuberechtigte Antwort: „Schafft uns Sicherheit für unser Land, unser Vieh, unsre Ernten, und wir wollen von Herzen beisteuern; jetzt können wir es nicht." Doch wenn vor dem Jahr 1868 nur 15 Kapellen bestanden, hatte die Goßner'sche Mission es 1874 auf 76 gebracht, während auch die Gegenmission ihrer 30—40 besaß. Für den Schulunterricht aber ist durch Beihilfe der Regierung in neuerer Zeit viel geschehen. Beim Rückblick auf die ganze, kaum 30 Jahre alte Geschichte der Kolsmission können wir darum nur staunend ausrufen: Wahrlich, der Herr hat Großes gethan! Er hat Alles wohl gemacht! Aus den vier Erstlingen des Jahres 1850 sind zwei Heere geworden, von denen das eine 17,000, das andre (die englische Mission) 6000 getaufte Kolschriften zählt. Von Menschen ist das nicht, denn wahrlich nicht durch das, was Menschen gethan haben, sondern trotz dessen, was Menschen gethan haben, ist es zu Stande gekommen. Die Missionare haben gefehlt durch Ungeduld und Verzagtheit während der prüfungsvollen Saat- und Wartezeit, durch Scheu vor dem mühsamen Studium der Volkssprache, durch Nachlässigkeit und

Unschlüssigkeit gerade in den kritischsten Tagen der Gährung und der Entscheidung, durch allzukindliche Unvorsichtigkeit auf der einen und allzukluge Vorsorglichkeit auf der andern Seite, durch Herrschsucht, Ehrgeiz und Unverträglichkeit; die Missionsleitung hat gefehlt anfangs durch übertriebene Schonung, Nachsicht und Formlosigkeit, dann durch ebenso übertriebenen Organisationseifer, Mißtrauen, Rücksichts- und Taktlosigkeit; die ganze deutsche Christenheit hat gefehlt durch beispiellose Gleichgiltigkeit und Kargheit; die freigebigeren englischen Freunde durch Parteilichkeit und Selbstzufriedenheit, der anglikanische Bischof durch hierarchische Anmaßung und hochkirchliche Proselytenmacherei, die eingebornen Christen endlich durch mancherlei große Schwachheiten. Und doch gibt's keine Mission, in welcher so augenfällig von ihrer Gründung an und durch alle Stadien ihrer Entwicklung hindurch die Herzen und Umstände von oben wären geleitet worden; keine Mission, die schnellere und zahlreichere Früchte aufzuweisen hätte; keine, durch welche ein tiefgesunkenes, in Aberglauben und Geisterfurcht gefangenes, von grausamen Gewalthabern unterdrücktes Heidenvolk zu frischerem und fröhlicherem Aufschwung gebracht worden; keine, welche wunderbarere Gebetserhörungen, merkwürdigere Bekehrungen und überhaupt eine bedeutendere Geisterbewegung aufzuweisen hätte, als diese deutsche Mission unter den Kols. Darum nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre!

Auch jetzt noch hat aber die Goßner'sche Mission in Tschutia Nagpur nur 14 Missionare auf 6 Stationen, auch jetzt noch fehlt es wieder und wieder an Geldmitteln, so daß die Engländer schon mehr als einmal ausgesprochen haben, Deutschland habe weder Herz noch Geld, eine solche Mission entsprechend zu betreiben. Auf die Gräber theurer Todten pflegt man Lebensbäume zu setzen. Auf Goßners Grab steht der Lebensbaum der Kolsmission. Sollte das evangelische Deutschland nicht helfen, daß derselbe immer weiter wachse und gedeihe, bis alle Kols grünende Zweige an ihm sind?

Derselbe Segen wie auf der Kolsmission ruht auf der Verkündigung des Evangeliums unter ihren nordöstlichen Nachbarn, den Santals. Nachdem edle Staatsmänner den Druck, welchem diese Waldmenschen von Hindu-Edelleuten, Geldleihern und bestechlichen Polizei-Soldaten ausgesetzt waren, durch weise Verwaltung beseitigt hatten, lauschten ihnen Missionare ihre wunderliche Sprache mit ihrer schweren Grammatik ab, und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft begann 1857, unterstützt von der Regierung, durch Gründung von

Schulen vom Norden her an der christlichen Gesittung der wilden Bergbewohner zu arbeiten. Dazu kam die Wirksamkeit der Goßner'schen Kolsmissionare, welche seit 1860 sich der südlichen Santals annahmen, und der freikirchlich schottischen Mission, welche 1871 im äußersten Westen von Santalistan eine Station eröffnete. Der sichtbarste Segen aber hat bis jetzt die Arbeit des Dänen Börresen und des Norwegers Skrefsrud begleitet, die 1867 sich im Mittelpunkt des Landes niederließen und da die Station Ebenezer gründeten. Diese beiden Männer gehörten ursprünglich zu der Goßner'schen Mission in Tschutia Nagpur, aus der sie wegen Streitigkeiten mit ihren älteren Kollegen austraten. Mittellos wandten sie sich hierauf nach Kalkutta, wo Skrefsrud mit den dortigen Baptisten bekannt wurde, sich von ihnen taufen ließ und dann auch seinen Freund Börresen, obschon dieser Lutheraner blieb, zum Anschluß an die baptistische Missionsgesellschaft veranlaßte, von der sie sich in der Folge aber wieder trennten. Anfangs lebten sie auf ihrem neuen Arbeitsfeld ganz und gar unter und mit den Leuten; sie giengen mit zu ihren Jagden, zu ihren Beerdigungen, zu ihren Hochzeiten und zu ihren Opfern. Sie studirten ihre Mythologie, ihre gesellschaftlichen Ordnungen, ihre Sitten, ihren Charakter, saßen mit ihnen auf der Erde mit unterschlagenen Beinen wie Schneider, aßen wie sie mit den Händen, schliefen in ihren Kuhställen. (Die Abb. S. 105 zeigt uns eine Gruppe Santals auf einer selbst geflochtenen Bettstatt vor ihrer Hütte sitzend, die heidnischen Weiber geschmückt mit schweren Metallringen an Händen und Füßen.) Zu Zeiten, namentlich bei ihren großen Jagden, konnten sie so zu Tausenden von Santals reden. Eine wunderbare Ansteckungskraft lag namentlich in den Liedern, welche die Missionare ihren Zuhörern in's Santali übersetzt nach Santal-Melodien vorsangen. Die Männer brachten diese Lieder ihren Frauen in's Dorf mit, und diese lehrten sie wieder die Mädchen.

Nach einem Jahr des Gebets und der Arbeit durften Börresen und Skrefsrud im März 1869 ihre Erstlinge taufen. Es waren drei Knaben, die, angeregt durch das Gebetsleben ihrer Lehrer, nun ihrerseits Tag und Nacht um die Bekehrung ihrer Eltern und Verwandten beteten und bald auch die Erhörung ihrer Bitten sehen durften. Doch traten bis jetzt nur Einzelne heraus; zu Anfang des Jahrs 1871 waren nur erst 13 Personen getauft, am Schluß desselben Jahrs betrug die Gesammtzahl der mündigen Gemeindeglieder 28. Aber schon im folgenden Jahr mehrte sich deren Zahl um nicht weniger

Santals.

als 220 Personen. Von nun an breitete sich das Werk auf die mannigfaltigste Weise weiter aus. Ungemein lieblich war die kindliche Zuversicht, mit der die Santals sich, sobald sie der Furcht vor den bösen Geistern los geworden waren, dem Vertrauen auf den lebendigen Gott hingaben und der Eifer, mit dem sie dann Verwandten, Freunden und Stammgenossen verkündeten: „Wir haben etwas Gutes gefunden.“ In allen äußeren Dingen waren und blieben sie völlig unabhängig von der Mission; nicht einmal bezahlte Prediger wurden angestellt, denn die Bekehrten thaten alle aus eignem Antrieb, was sie konnten, um das Evangelium unter ihren Landsleuten bekannt zu machen. Sogar die Schulknaben machten von Zeit zu Zeit Predigtausflüge und brachten dadurch heidnische Familien zum Glauben; Andre bearbeiteten ihre noch unbekehrten Verwandten und Freunde öfters mit dem schönsten Erfolg. Manchmal kam es auch vor, daß die Kinder in der Missionsschule und ihre Eltern daheim, ohne von einander zu wissen, gleichzeitig bekehrt und dann zusammen getauft wurden.

Im Ganzen erhielten im J. 1873 hundertacht Personen die Taufe; noch viel reichere Früchte sollte aber das Jahr 1874 bringen in Folge der damals herrschenden Hungersnoth, welche manche Heiden, die früher leichtsinnig und gedankenlos in den Tag hinein gelebt hatten, aus ihrer Sicherheit aufschreckte und in den Missionaren Gesandte der göttlichen Liebe und Gnade erkennen ließ. Da Miss. Skrefsrud sich damals gerade auf einer Erholungsreise in Europa befand, hatte Börresen nun fast mehr zu thun als er bewältigen konnte, aber diese Erntearbeit war so süß, daß alle Beschwerden darüber vergessen wurden. „Oft wünsche ich, Sie könnten uns besuchen,“ schrieb er damals einem Freund in Edinburg; „es würde Sie 20 Jahre jünger machen, zu sehen, was unser lieber Herr unter uns wirkt. Ich kann es nur den Ereignissen in den Tagen der Apostel vergleichen. Während der letzten drei Wochen habe ich 200 Personen getauft, und die Zahl derjenigen anzugeben, welche gegenwärtig Taufkandidaten sind, ist ganz unmöglich. Da jeder Santalchrist es sich zur Pflicht, ja zum Vergnügen macht, das Evangelium, das ihn selbst so reich gemacht hat, Andern anzupreisen, ist oft das Erste, was ich von einer Gesellschaft neuer Leute höre, daß ein Mann mit einer Anzahl Anderer erscheint, die getauft werden wollen und welche er schon seit längerer Zeit unterrichtet hat. Der Mandschi (Häuptling) eines gewissen Dorfes war als der einzige Heide im Ort allein übrig geblieben und überredete 16 heidnische Familien

aus der Umgegend, sich bei ihm niederzulassen, in der Hoffnung, die Christen dadurch zu beengen und schließlich zu vertreiben. Diese verhielten sich aber ganz ruhig, bis die neuen Ankömmlinge ihre Häuser gebaut und sich eingerichtet hatten, dann fiengen sie an, ihre Netze nach ihnen auszuwerfen, und nach kurzer Zeit gaben 8 von den 16 Familien nach und ließen sich taufen. Vier weitere Familien sind seither ebenfalls übergetreten; die Christen aber sind voll Freude und hoffen auch die übrigen vier Familien noch zu gewinnen. Der Mandschi seinerseits beharrt fest beim Götzendienst und man kann sich seine Enttäuschung und seinen Aerger leichter vorstellen als beschreiben. Einige unsrer Neubekehrten werden von ihren heidnischen Nachbarn verfolgt, und ihr Glaube hat eine schwere Probe zu bestehen, aber es ist wunderbar, wie trotz aller Wuth und Ränke des Teufels und seiner Kinder der Einfluß des Evangeliums nur immer größer wird."

Am Schluß des Jahres 1874 ergab sich's, daß nicht weniger als 1200 Personen, lauter Erwachsene, Christen geworden waren, und zwar Christen nicht nur dem Namen nach. Der würdige Wandel dieser Getauften hat bisher gezeigt, daß der h. Geist in solchen Gnadenzeiten das Wort eines Predigers auch den Herzen der Unwissendsten in einer Weise einprägen kann, wie ein Zuschauer aus der Ferne es kaum für möglich halten würde. Als im Dez. 1874 Missionar Skrefsrud mit zwei neuen Mitarbeitern wieder in Ebenezer eintraf, war er hoch erfreut über Alles, was während seiner Abwesenheit geschehen war und fühlte sich mehr als je unter den Santals „daheim". Am Christfest feierten die Neuangekommenen mit wohl 1000 Santals das h. Abendmahl, am zweiten Feiertag wurden zuerst sieben Personen getauft, dann auf den Stufen des Missionshauses vor der im Garten versammelten Volksmenge 15 christliche Paare getraut, und endlich ein großes Festmahl gehalten. Zu dieser Feier hatte sich auch Missionar Campbell von der freischottischen Station Patschamba eingestellt, der selbst noch nicht viel Erfreuliches hatte erleben dürfen. Heimgekehrt erzählte er natürlich seinen Leuten, was er in Ebenezer gesehen hatte, und überredete schließlich sechs der nächsten Häuptlinge, im Frühjahr 1875 mit ihm einen Besuch dort zu machen. Da trafen diese nun mit vielen Bekehrten ihres eigenen Stammes zusammen, die oft bis spät in die Nacht mit ihren Gästen redeten und beteten, so daß die sechs Mandschi's am Ende erklärten: „Was wir gesehen und gehört haben, ist uns in's Herz gedrungen; nicht nur wollen wir selbst Christen werden, sondern wir werden auch unser

Möglichstes thun, unsre Dörfer nachzuziehen.“ So wurde das neue Leben auch nach Patschamba verpflanzt, wo es seither ebenfalls vorangegangen ist.

Wie schon erwähnt, sind die Santals lustige Tänzer und arge Säufer. Fast in jedem heidnischen-Haus wird eine Art Reisbier gebrannt und jeden Abend in großen Massen getrunken; wie es vollends bei Festen zugeht, ist schwer zu beschreiben, denn das Trinken gehört mit zur Götterverehrung. Sobald sich nun Einer taufen läßt, ja schon, wenn er nur um Taufunterricht bittet, versteht es sich von selbst, daß er das Trinken aufgibt. Auch die Heiden wissen das so gut, daß wenn ein Christ je in eine Kneipe gehen oder sich an einem Trinkgelage betheiligen wollte, sie ihn verspotten und vielleicht gar nicht zulassen würden. Andrerseits kommt es natürlich auch vor, daß die Heiden einen Uebergetretenen wieder in die alten Laster hineinzuziehen suchen. So war es einem armen Jüngling gegangen, der beim Besuch eines fremden Dorfes die Leute gerade bei einem ihrer Feste traf und von ihnen so freundlich eingeladen wurde, daran Theil zu nehmen, daß er sich verführen ließ, auch einen Schoppen zu trinken und die Trommel zu schlagen. Kaum war dieß aber in seinem größtentheils schon christlichen Dorf bekannt geworden, so brachte man ihn vor die Aeltesten. Diese fragten ihn einfach, ob er wieder Heide geworden sei oder ob er noch für einen Christen gelten wolle. Im ersteren Fall hätten sie ihn gehen lassen, da er aber versicherte, ein Christ bleiben zu wollen, nahmen zwei Aelteste ihn bei der Hand, während ein Dritter ihn mit einem Rohr durchprügelte. Dann hieß es: „laßt uns beten!“ und als nun Alles auf den Knieen lag, rief der Vorsitzende dem Gezüchtigten zu: „Bete du!“ Der Jüngling that es und zwar so demüthig und inbrünstig wie nie zuvor. Mag man bei uns auch lächeln über diese primitive Art von Kirchenzucht, so ist doch das Beten dieser Santalchristen etwas sehr Reelles. Sobald sie die Furcht vor den bösen Geistern los geworden sind, geben sie sich dem Vertrauen auf den lebendigen Gott mit der kindlichsten Gewißheit hin. Einer von ihnen wurde z. B. von der tödtlich giftigen Brillenschlange gebissen; schon erkaltete er an Händen und Füßen und die Todesstarrheit stieg immer weiter hinauf. Da beteten die Christen für ihn, einer um den andern, die ganze Nacht hindurch, und am Morgen konnten sie für seine Genesung danken.

Durch die englisch-kirchliche Mission in Taldschheri und seinen zwei Filialen sind bis zum Jahr 1876 etwa 1500 Seelen zum

Christenthum gebracht worden, die zu Ebenezer gehörigen Gemeinden zählten zu Anfang des Jahrs 1877 mehr als 2200 Abendmahlsgenossen und mit den Kindern der Bekehrten 5—6000 Seelen. Das ganze Völklein scheint sich in einem Zustand religiöser Gährung zu befinden und zeigt ein ungeheures Fragen und Suchen. Welch herrlicher Sieg, wenn es sich ganz dem Christenthum zuwenden und dann in Gottes Hand ein Hebel würde zur Evangelisirung des großen indischen Reichs!

Zum Schluß auch noch einen Blick in die Khasia-Berge mit ihren Gießbächen und Wurzelbrücken (S. 110) im Osten des bengalischen Tieflands. Serampur-Missionare fiengen 1832 dort zu arbeiten an; acht Jahre später übernahmen calvinistische Methodisten aus Wales die Station Tscharrapundschi und suchten hauptsächlich durch Schulen die Erkenntniß der Wahrheit zu fördern. Als im J. 1862 die Regierung eine Einkommenssteuer anordnete, empörte sich das Gebirgsvölklein, und da die von den Missionaren gesammelte Gemeinde zu den Engländern hielt, brannten die Heiden das ganze Missionsdorf sammt der Kapelle nieder. Nachdem der Aufstand gedämpft war, traf dann der Gouverneur die Einrichtung, daß der Ertrag der neuen Steuer (etwa 3000 ℳ des Jahrs) der Mission ausbezahlt werden solle, um ihre Schulen zu unterhalten. Das machte einen ungemein günstigen Eindruck; die Leute sahen nun, daß die Beamten sie nicht nur zähmen, sondern ihnen auch Gutes thun wollen und daraus entbrannte ein allgemeiner Wetteifer, lesen zu lernen. Es wurden verschiedene neue Missionsstationen eröffnet und bis zum Jahr 1876 stieg die Zahl der Bekehrten auf 1000 Seelen. Obschon aber die Heiden bekennen mußten, die Christen seien doch die besten Leute im Lande, hörte darum die Verfolgung der Bekehrten nicht auf. Die Mütter namentlich tyrannisiren ihre Söhne und suchen sie beim Dienst der Geister festzuhalten; besondre Anfechtungen haben selbstverständlich die Häuptlinge zu bestehen, wenn sie vom alten Brauch abfallen.

Als ein Ueberwinder, der um Christi willen auch ein Fürstenthum zu opfern vermochte, ist aus solchen Kämpfen vor etlichen Jahren der edle Bor Sing hervorgegangen. Da im Khasi-Lande nicht der Sohn, sondern der Schwestersohn Erbe ist, hatte Bor Sing als Neffe des greisen Fürsten von Tscharrapundschi das nächste An-

Wurzelbrücke in den Khasia-Bergen.

recht auf den Thron. Doch er war schon lange dem Christenthum geneigt und ließ seine Kinder von den Missionaren unterrichten, obschon seine Gattin die Christen gründlich haßte. Als ihr ältester

Sohn erkrankte, sandte diese gleich nach Priestern und Zauberern, opferte Hühner und Ziegen ohne Zahl und versprach Gold, Silber und alle ihre Schätze dem, der die Geister besänftigen würde. Allein während man für ihn opferte, sang der kranke Jüngling christliche Lieder, betete nur zu Jesus, und versicherte Eltern und Geschwister, er gehe zu Christo in die ewige Seligkeit. Sein Tod machte auf Alle den tiefsten Eindruck. Die Mutter mit ihren sechs Töchtern eilte nun ihrem Gatten mit seinem Sohn und der ältesten Tochter sogar noch voraus mit der Bitte um Aufnahme in die Gemeinde. Als dann im J. 1875 der alte Fürst von Tscharrapundschi starb, erklärten die Häuptlinge einstimmig, Vor Sing, der schon seit Jahren im Namen seines Onkels die Verwaltung geführt hatte, für dessen rechtmäßigen Nachfolger, allein sie knüpften daran die Forderung, daß er seine neue Religion aufgebe, um an den Volksfesten die Geisterverehrung leiten zu können. Wieder und wieder bat man ihn, doch zu seinem Volke zurückzukehren, allein er blieb fest. Darauf stimmten 2000 Männer für die Wahl eines entfernteren Verwandten des Verstorbenen, während nur sechs Heiden sich offen für Vor Sing erklärten.

Dieser appellirte noch an den Vicekönig von Indien, der aber gegen ihn entschied. Nun suchten seine Feinde ihm auch noch ein Hofgut abzunehmen, das er seit mehr als 30 Jahren besessen hatte. Doch diese Stürme machten wenig Eindruck auf ihn. Er schrieb an seinen alten Freund, Miss. Lewis: „Des Herrn Wille geschehe, und wie Er mir Kraft beschert, will ich fest zu Ihm stehen. Werde ich auch nackt ausgezogen, so wird sich das ertragen lassen, habe ich doch Jesum zu eigen.“ Und seine Gattin setzte bei: „Wir werden zwar wegen unsres Glaubens verspottet und verfolgt, ich leide aber gerne für den lieben Heiland, der sich für uns hat anspeien, schlagen und kreuzigen lassen. Unter dem Allem bin ich doch glücklich, Euch melden zu können, daß die Sache Jesu Christi auch auf diesen Hügeln das Reich Satans beinahe überwunden hat. Denn fast Jedermann sieht die Schönheit des Christenthums ein; was wir aber brauchen, ist, daß der Geist ausgegossen werde, wie am Tag der Pfingsten. O, wie verlangt mich's, das noch zu sehen, so lange ich lebe!“

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1. Allgemeine Uebersicht 3
2. Alter und neuerer Hinduglaube 20
3. Früchte der Abgötterei 40
4. Missionsanfänge 52
5. Missionserfolge 64
6. Von Delhi nach Kalkutta 73
7. Das Evangelium unter den Bergvölkern Bengalens 95

E. Greiner'sche Hofbuchdruckerei.

Missions-Bilder.

Neue Serie: **Asien.**

Viertes Heft.

Die Gangesländer.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
ViewFarbSelector Standard - Euroskala Offset